

»Die Menschlichkeit bewahrt«

Berthold Beitz wurde in Essen mit der Moses Mendelssohn-Medaille geehrt

Der Hirschland-Saal des neu eröffneten Essener Folkwang-Museum war dicht besetzt und wohl der ideale Ort, die Moses Mendelssohn-Medaille zu verleihen. Der Name des Saals erinnert an das jüdische Bankhaus Hirschland. Der Privatbankier Simon Hirschland war ein ambitionierter Sammler moderner Kunst und gehörte zu den Stiftern, die einst den Aufbau des historischen Folkwang-Museum möglich machten. 1938 musste er Deutschland verlassen, das Bankhaus wurde »arisiert«. Der heutige Museumsdirektor Dr. Hartwig Fischer erinnerte daran, dass gerade an diesem Ort bewusst werde, wie viel die Einwohner der Stadt jüdischen Mitbürgern zu verdanken haben.

Das Museum verdankt sein neues Domizil dem Mann, der an diesem 25. Februar mit der Moses Mendelssohn Medaille geehrt wurde: dem Kuratoriumsvorsitzenden der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung, Berthold Beitz. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident, Jürgen Rüttgers, freute sich an diesem Tag: »Es ist ein wunderbares Geschenk an die Kulturhauptstadt. Ein wunderbares Geschenk an die Essener. Und es ist nicht das Erste.« Mit der Auszeichnung würdigt das Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien (MMZ) den 1913 geborenen Beitz, weil er als kaufmännischer Leiter der *Karpaten-ÖIAG* in der von Nazi-Deutschland besetzten Ukraine zahlreiche Juden vor der Deportation in die Vernichtungslager gerettet hatte, indem er sie als »unabkömmliche Arbeitskräfte« einstuft.

Den Namensgeber der Medaille, den Moses aus Dessau, verbinde mit dem Geehrten auch die Lebensmaxime »Handeln mit Vernunft«, hob MMZ-Direktor Prof. Dr. Julius H. Schoeps in seiner

Begrüßung hervor. Moses Mendelssohns Begegnung mit Gotthold Ephraim Lessing begründete »einen jüdisch-christlichen Dialog auf hohem Niveau, so wie wir ihn uns heute wünschen«.

Für Essens Oberbürgermeister Reinhard Paß ist der Name des einflussreichsten Bürgers und einzigen

Gesellschaft keinen akzeptablen Weg gefunden haben, ihnen etwas Wirkungsvolles entgegen zu setzen.« Der Stadt biete sich eine große Chance: »Essen kann nun öffentlichkeitswirksam zeigen, dass es hier keinen Platz für Neonazis gibt.« Doch erst, wenn die Mauern des geistigen Ghettos fielen, könne man mit Respekt und frei von Vorurteilen leben, so Knobloch.

Ministerpräsident Jürgen Rüttgers sagte in seiner Laudatio an Berthold Beitz gewandt: »Sie haben beispiellosen Mut und Menschlichkeit gezeigt. Und dabei Ihr eigenes Leben riskiert. Sie erinnern uns immer wieder daran, worauf es in einer solidarischen Gesellschaft ankommt.« Jahrzehnte schwieg der Geehrte über eine dramatische Lebenserfahrung. Nach dem Warum befragt, sagte der frühere Kopf des Krupp-Konzerns, er habe die Menschen nicht gerettet, damit ihm das irgendwann einmal nütze.

Rüttgers charakterisiere Beitz als jemanden, der wenig Respekt vor Namen, Titeln und Größen habe, »aber vor Charakter«. Der vielfach geehrte Essener stehe für die Werte des jüdisch-christlichen Abendlandes. Man dürfe nicht glauben, es wäre alles nur Vergangenheit: »Auch heute bedarf es Mut, um zu widerstehen.«

1973 erklärte die israelische Holocaust-Gedenkstätte Yad Vaschem Berthold Beitz zum »Gerechten unter den Völkern«. Auch seine Frau Else Beitz erhielt später diesen Ehrentitel. Sie war damals seine Helferin und Vertraute, versteckte Kinder verfolgter Juden in ihrem Haus.

Es war der Höhepunkt des Festaktes zur Verleihung der Moses Mendelssohn Medaille, als der 96-jährige Beitz an seine Frau gewandt sagte: »Ohne Deine Liebe hätte ich das nicht durchstehen können. Ich danke Dir sehr. Du warst damals 20 Jahre alt.« *Uwe Kraus*



Berthold Beitz bei der Preisverleihung.

Foto: Peter Wieler

Ehrenbürger seiner Stadt mit einem Deutschland verknüpft, »mit dem wir uns nicht schämen müssen«.

Das Verhalten von Beitz stehe für die lebendige Umsetzung des Mendelssohnschen Toleranzgedankens, betonte die Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch, in ihrer beeindruckenden Rede bei der Verleihung. Sein Widerstand gegen das Nazi-Regime dokumentiere »eine andere Facette der deutschen Geschichte«, Berthold Beitz habe sich »unter unmenschlichen Umständen die Menschlichkeit bewahrt.« Dass die Ehrung in der europäischen Kulturhauptstadt 2010 stattfindet, darin sieht Charlotte Knobloch Symbolkraft. Dafür habe Moses Mendelssohn einen geistig-kulturellen Grundstein für Europa mitgelegt. Das Land Nordrhein-Westfalen sei ein Beispiel für aufblühendes jüdisches Leben. »Auch wenn uns Neonazis zusetzen und wir als

Der Nachlass von Uriel Birnbaum ist nun zugänglich

Das Kooperationsprojekt von MMZ und FH Potsdam wurde erfolgreich abgeschlossen

Im Juli 2007 übernahm das MMZ als Schenkung des Nathan and Solomon Birnbaum Archivs einen Teilnachlass des Künstlers und Schriftstellers Uriel Birnbaum (1894–1956). Neben den unveröffentlichten Skizzen und Handschriften im Archivbestand befinden sich auch 1791 Bücher in der Nachlassbibliothek. Seit März 2010 sind die Bestände nun erschlossen und für Benutzer zugänglich.

Uriel Birnbaum wird 1894 als dritter Sohn des bedeutenden jüdischen Denkers und Schriftstellers Nathan Birnbaum (1864–1937) in Wien geboren. Die Kindheit verbringt er in Wien und Czernowitz. Seine dichterische und zeichnerische Tätigkeit beginnt bereits in jungen Jahren und ist von autodidaktischer Arbeit geprägt. Von 1911 bis 1914 lebt er in Berlin. Dort ist er mit seinem Bruder Menachem als Werbezeichner tätig und erhält in dieser Zeit, für nur einen Monat, seinen einzigen Zeichenunterricht an der »Berliner Secession«. Während seines Kriegsdienstes im österreichischen Militärdienst wird er bei einem Einsatz an der italienischen Isonzofront schwer verwundet und verliert ein Bein. Bei seinem Krankenhausaufenthalt lernt er seine zukünftige Frau Rosa Grieb kennen. Ungeachtet dieser Verletzung geht Uriel Birnbaum einer unaufhörlichen schriftstellerischen und zeichnerischen Tätigkeit nach, die durch tiefe Religiosität geprägt ist. In dem Sonettband »In Gottes Krieg« und dem Bilderzyklus »Der Wurm« arbeitet er seine Kriegerlebnisse auf. Es gelingt ihm einige wenige Bilderzyklen zu veröffentlichen, wie das Buch »Moses« und »Der Kaiser und der Architekt«. 1939 kann er mit seiner Frau und seiner Tochter Mirjam von Wien in die Niederlande emigrieren. Da es nur zu geringen

Veröffentlichungen seiner Werke kommt, verdient Uriel Birnbaum für einige Zeit seinen Unterhalt erneut als Werbegrafiker. 1956 stirbt er in Amersfoort und ist dort auf



dem jüdischen Friedhof begraben. Mit dem Gedichtband »Eine Auswahl« wird 1957 postum ein Querschnitt durch sein dichterisches Werk veröffentlicht.

Zu Beginn des Erschließungsprojektes wurden Informationen zur Biographie des Künstlers und seinen bisher veröffentlichten Werken recherchiert und zusammengetragen. Nach einer ersten Sichtung des Materials gewann die vorläufige Bestandsgliederung Konturen. Der nur teilweise geordnete Bestand wurde in die Hauptgliederungspunkte »Werke«, »Lebensdokumente«, »Korrespondenz« und »Sammlung« unterteilt. Die feinere Gliederung der Rubrik »Werke« enthält unter anderem

Gruppen wie Lyrik, Prosa, Bildwerke Arbeitsmaterialien und Fragmente ohne Werkbezug. Die »Sammlung« beinhaltet sowohl Publikationen von Uriel als auch von Nathan, Menachem und Salomo Birnbaum. Die Erschließungsarbeit fand in regelmäßiger Abstimmung mit dem Nachlassverwalter David Birnbaum aus Toronto statt.

Da das MMZ über keine Archivsoftware verfügt, wurde nach einem Programm gesucht, das die Bestandsgliederung gut abbilden kann und dem Nutzer ein übersichtliches Online-Findmittel zur Verfügung stellt. Die Verwendung einer Open-Source-Software erwies sich als nicht praktikabel, da die Nutzung der verfügbaren Programme ausschließlich in englischer Sprache erfolgt und ihre Konfiguration weitgehende Anpassungen erfordert hätte. Letztendlich fiel die Entscheidung auf die Archivsoftware MidosoXML. Sie ermöglicht die einfache Erstellung eines Online-Findbuchs in HTML, die Einbindung von Digitalisaten und die Darstellung der Bestandsgliederung anhand einer Baumstruktur.

In Kooperation mit der Fachhochschule Potsdam wurden 1736 Scans mit dem dortigen Buchscanner erstellt. Für das Online-Findbuch erfolgte eine beispielhafte Auswahl von 34 Digitalisaten, die in der MidosoXML-Datenbank verlinkt wurden. Die gesamte Anzahl der Scans ist in einer internen Datenbank verlinkt worden. Uriel Birnbaums bildkünstlerisches Werk gliedert sich in Zyklen, die bis zu 150 Bilder beinhalten. Um die Integration dieser großen Bildgalerien unter MidosoXML zu ermöglichen, wurde die Open-Source-Software MEX vom Bundesarchiv hinzugezogen. Sie stellt eine Erweiterung der Funktionalität von MidosoXML dar.

Regina Thiele/Jens Brokfeld

Potsdam liest in Leipzig

Julius H. Schoeps präsentierte den ersten Band seiner Gesammelten Schriften bei der Leipziger Buchmesse

Seit 1991 findet im Rahmen der Leipziger Buchmesse die Veranstaltungsreihe »Leipzig liest« statt. Auch in diesem Jahr beteiligte sich das MMZ an diesem Rahmenprogramm. Bisher fanden die Lesungen meist in der alten Nikolaischule direkt neben der Nikolaikirche in Leipzigs Mitte statt. Doch in diesem Jahr fand sich ein neuer Ort, der sich als hervorragende Veranstaltungsadresse erwies: das Ariowitsch-Haus in der Leipziger Hinrichsenstraße. Seit seiner Eröffnung im Mai 2009 ist das einstige jüdische Altersheim, benannt nach der Stifterin Luise Ariowitsch, das kulturelle Zentrum der Jüdischen Gemeinde und Begegnungsstätte Leipziger Bürgerinnen und Bürger aller Konfessionen sowie bekennender Atheisten, ganz nach dem Motto eines jüdischen Sprichwortes: »Berge können sich nicht nähern, aber Menschen können aufeinander zugehen.«

So fand sich am frühen Abend des zweiten Tages der Buchmesse denn auch eine bunte Mischung aus Leipziger Bildungsbürgertum, Messebesuchern, Gemeindegliedern und Anwohnern zusammen. Unter dem Titel »Über Juden und Deutsche. Histo-



Veranstaltungssaal im Ariowitsch-Haus in Leipzig Foto: V. Münscher

risch-politische Betrachtungen« präsentierte Julius H. Schoeps den ersten Band seiner Gesammelten Schriften zur »Jüdisch-deutschen Geschichte durch drei Jahrhunderte«, die im Georg Olms Verlag erscheinen. Er las unter anderem aus einem Brief seines Vaters Hans Joachim Schoeps, den dieser 1943 für seinen Sohn unter der Maßgabe verfasste, ihn am Tage der Bar Mizwa an den Dreizehnjährigen auszuhandigen. In den verlesenen Zeilen des Vaters, die dem Sohn als Rat und Verpflichtung mit auf den Weg gegeben wurden, heißt es: »Die Zukunft, die ich für Dich ersehe, ist ein freie und bessere Welt, als sie heute ist, in der es hoffentlich etwas gerechter zugehen wird und in der auch jüdischen Menschen alle Rechte und Pflichten zukommen, die die anderen Menschen haben.« Für viele Zuhörer schienen diese Worte nicht nur eine ganz besondere Einheit mit dem Veranstaltungsort zu bilden, sondern auch Erinnerungen an den eigenen Lebensweg hervorzurufen, sei es als Zeitzeuge einer »friedlichen Revolution« oder als Zeuge bei der Beobachtung, dass an authentischem Ort jüdisches Leben zurückgekehrt ist.

evk

Eine Schlüsselfigur der Moderne als Namenspatron

Im Sommer startet der erste Jahrgang des Walther Rathenau Graduiertenkollegs

Wissenschaftliche Einrichtungen nach einer Person der Zeitgeschichte zu benennen, stellt ein Wagnis dar – und eine Selbstverpflichtung. Das mit dem Namenspatron verbundene Prestige und Identifikationspotenzial hat nämlich zweierlei Preis: Einerseits unterliegt die Wahrnehmung der namensgebenden Persönlichkeit – gerade wenn sie zu Lebzeiten Widersprüche in sich vereinte – einigen Schwankungen, die mitunter mehr Aufmerksamkeit auf den Namen einer Einrichtung lenken als auf deren Vorhaben; andererseits erwächst aus der Namensgebung nicht selten die Erwartung, ein geistiges Erbe weiterzuführen, auch wenn sich die Zeiten fundamental gewandelt haben mögen.

Vor diesem Hintergrund ist die Entscheidung des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien (MMZ) und der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit (FNF), das 2009 gemeinsam gegründete Graduiertenkolleg nach einer der vielschichtigsten deutsch-jüdischen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts zu benennen, anspruchsvoll und mutig. Doch was genau bedeuten das Leben und Werk Walther Rathenaus für dieses in der Forschungslandschaft bislang einmalige Graduiertenkolleg? Dieser Frage möchte ich mich als einer von zehn Stipendiaten und Kollegiaten, die im Sommersemester 2010 die Forschungen am Walther-Rathenau-Graduiertenkolleg (WRG) aufnehmen werden, schlaglichtartig widmen.

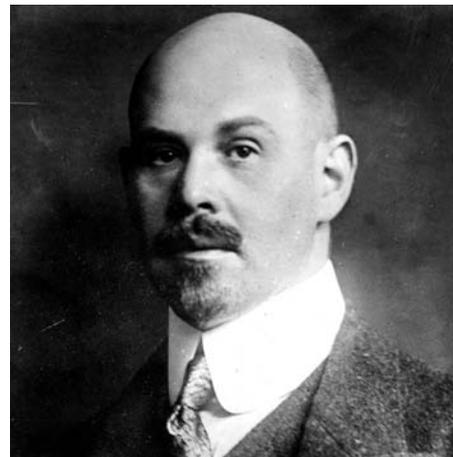
Ins deutsche Geschichtsbewusstsein ist Walther Rathenau (1867–1922) vor allem mit seiner letzten, kaum ein Jahr andauernden Karriere als Wiederaufbau- und Außenminister (1921/1922) eingegangen: seinen zugleich ersten und letzten politischen Ämtern. Maßgeblichen Anteil hatte Rathenau am Zustandekommen des Rapallo-Vertrags, der die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zu der noch jungen Sowjetunion bedeutete. Das Attentat aus republikfeindlichen Kreisen, dem Rathenau wenige Wochen später, im Alter von 55 Jahren, zum Opfer fiel, bedeutete das jähe Ende einer politischen Karriere und zugleich einen Anschlag auf die Weimarer Republik, von der sie sich nicht erholen sollte.

Weitaus weniger bekannt sind jene Schaffenskreise, in denen Rathenau schon davor zu einer der einflussreichsten öffentlichen Persönlichkeiten der Kaiserzeit geworden war – seine Tätigkeit als Industrieller und Schriftsteller. Auf das umfangreiche natur-, geistes- und ingenieurwissenschaftliche Studium, die Promotion und den freiwilligen Militärdienst folgte ein rasanter Aufstieg in industrielle Schlüsselpositionen: mit 32 Jahren das Vorstandsamt in der vom Vater gegründeten *Allgemeinen Electricitäts-Gesellschaft* (AEG; 1899); mit 35 Jahren der Wechsel ins Direktorium der *Berliner Handelsgesellschaft* (BHG), einer Großbank für Industriefinanzierung; 1915 schließlich die Nachfolge seines Vaters als Präsident der AEG und die Übernahme von annähernd hundert Aufsichtsratsmandaten. Parallel zu seiner Tätigkeit in der Industrie und eng an die dortigen Erfahrungen anknüpfend, widmete sich Rathenau philosophischen, politischen und wirtschaftsprogrammatischen Fragen:

in Aufsätzen (besonders für Maximilian Hardens *Zukunft* und die *Neue Freie Presse*), in kleineren Schriften und in mehr als anderthalb Tausend Briefen. Die drei großen Bücher *Zur Kritik der Zeit* (1912), *Zur Mechanik des Geistes* (1913) und *Von kommenden Dingen* (1916) machten Rathenau zu einem der meistgelesenen Schriftsteller seiner Zeit, der mit Gerhart Hauptmann, Frank Wedekind oder Stefan Zweig genauso verkehrte wie mit dem Kaiser.

Mögen Rathenaus Aktivitäten auf den ersten Blick auch widersprüchlich erscheinen – ihnen liegt ein verbindendes Element zugrunde: die Suche nach Antworten auf die Herausforderungen der Moderne. In industrieller Hinsicht waren dies Energiebeschaffung und Versorgungssicherheit – nicht zuletzt 1914, als der Industriorganisator mit dem Aufbau der Kriegsrohstoff-Abteilung im Preußischen Kriegsministerium betraut wurde. In gesellschaftlicher Hinsicht lautete die Herausforderung angesichts der technischen und industriellen Umwälzungen, die deutsche Wirtschaft »auf sozialer Grundlage« zu organisieren; in kultureller Hinsicht, einen Ausgleich zwischen der »Mechanisierung« des modernen Lebens und den seelischen Kräften zu finden. Mehr als ein Vierteljahrhundert vor Ludwig Erhards Modell der »Sozialen Marktwirtschaft« entwarf Rathenau gegen die Strömungen des Zeitgeistes eine rational und sozial orientierte Wirtschaftsordnung, in der Güter und Bildung möglichst ausgewogen verteilt werden, Mitbestimmung herrschen und Produktion gefördert werden sollte. Gerade weil Rathenau den Kapitalismus für notwendig hielt, vermochte er dessen kulturelle Verwerfungen zu kritisieren und nach Wegen für eine Erneuerung der Gesellschaft zu suchen. Manche der holistisch geprägten Ansätze erwiesen sich später als visionär, andere als utopisch, fast immer jedoch zeichneten sie sich durch große Originalität aus. Der Versuch, rationale Elemente auf technisch-ökonomischem Gebiet mit nichtrationalen auf geistig-seelischem zu vereinen, war das Signum eines Grenzgängers – ob im Kaiserreich vor 1914, während des Ersten Weltkriegs, in der Revolution von 1918/19 oder in den ersten Jahren der Weimarer Republik.

Als Kampf um die bürgerrechtliche Gleichstellung ist die Emanzipation der Juden seit jeher ein genuin liberaler Prozess gewesen. Bis zur Weimarer Republik war diese Stellung nur zum Teil erreicht: Juden konnten, wenn sie sich nicht taufen ließen, weder aktive Offiziere (vor dem Weltkrieg auch keine Reserveoffiziere), noch Hochschullehrer oder Minister werden. Rathenau, dem die angestrebte Laufbahn als Reserveoffizier verwehrt geblieben war, reflektierte diese Zurücksetzung in seinem skandalträchtigen Aufsatz »Höre Israel« (1897): »In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: Wenn ihm zum ersten Mal bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.« Auch wenn sich Rathenau später von dem Aufsatz distanzierte, blieb er ein entschiedener Verfechter der jüdischen Assimilation und bekämpfte sein Judentum als einen »notwendigen und geliebten



Walther Rathenau

Foto: US Library of Congress

Feind« (Peter Berglar) – nicht ohne sich zeit seines Lebens intensiv mit dem Judentum zu beschäftigen. Die Kritik des überzeugten Preußen an der deutschen Judenpolitik als einer »Interessenpolitik von Bürgertum und Adel« erwies sich gerade darin als liberal, dass sie das Recht des Staates auf religiöse Zuschreibung (gemeint war die geforderte Taufe von Juden) zurückwies. Noch viel mehr machte die Einsicht in die Notwendigkeit von Republik und Demokratie Rathenau zum Liberalen. Der Eintritt in die DDP 1918, deren Protagonisten (vor allem Friedrich Naumann, Hugo Preuß und Max Weber) die Weimarer Verfassung liberal prägten, folgte dieser Überzeugung. Zugleich stieß sie auch auf erhebliche Skepsis. Erst in Regierungsverantwortung gewann Rathenau Unterstützung für seine Positionen der außen- und wirtschaftspolitischen Öffnung, mit denen er jenen Europäischen Wirtschaftsraum voraussah, der erst fünfzig Jahre später Realität werden sollte.

Walther Rathenaus Beitrag zu einer demokratischen und liberalen Gesellschaft ist umso bemerkenswerter angesichts seiner »Zwischenstellung zwischen Judentum und Preußentum, zwischen technisch avanciertem Unternehmertum und kulturkritischer literarischer Intelligenz sowie zwischen herrschender Führungselite und einer sozialen wie politischen Außenseiterposition« (Hellige). Sein Mut, sich den zentralen Herausforderungen der Moderne zu stellen, unterschiedliche Perspektiven ein- und Widerspruch auf sich zu nehmen, darf als Anstoß für das Potsdamer Graduiertenkolleg gelten – ebenso wie sein berühmter Aphorismus: »Die Erfindung des Problems ist wichtiger als die Erfindung der Lösung; in der Frage liegt mehr als in der Antwort.«



Tobias Bargmann, Ignatz-Bubis-Stipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit und Kollegiat am Walther-Rathenau-Graduiertenkolleg, schreibt seine Dissertation

im Fach Neuere deutsche Literatur an der FU Berlin über die deutsch-jüdische Zeitschrift »Der Morgen« (1925–1938).

Toleranz fördern – Gemeinwesen stärken!

Eine Tagung des MMZ am 17./18. März 2010 in Potsdam

Tagungen im hohen Tonnengewölbe des Brandenburger Saals der Potsdamer Landesregierung haben etwas Feierliches. In diesen Räumlichkeiten veranstaltete das MMZ, gefördert durch die Koordinierungsstelle »Tolerantes Brandenburg«, die Tagung »Toleranz fördern – Gemeinwesen stärken. Bilanz und Perspektiven der Bundesprogramme gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus«. Insgesamt rund 120 Personen fanden an beiden Tagen den Weg nach Potsdam. Im Mittelpunkt der Konferenz standen die unmittelbar auslaufenden Bundesprogramme »Vielfalt tut gut« und »kompetent für Demokratie«, ihre Umsetzung im Land Brandenburg sowie darüber hinaus und Fragen der künftigen Bundesprogramme auf diesem Feld. Das Land Brandenburg konnte in die Programmstruktur entscheidende Erfahrungen mit einbringen, wie Ute Seckendorf von der Zentralstelle des Programmschwerpunkts »kompetent für Demokratie« hervorhob. Gleichzeitig ist Brandenburg, mit zehn »Lokalen Aktionsplänen« und verschiedenen Modellprojekten sowie einem eigenen »Beratungsnetzwerk«, auch ein Ort der Umsetzung der Bundesprogramme. Die Tagung knüpfte unmittelbar an eine Konferenz im Mai 2009 an, die in Kooperation mit der Koordinierungsstelle »Tolerantes Brandenburg« durchgeführt worden war.

Prof. Julius H. Schoeps, Direktor des MMZ, eröffnete die Tagung unter Hinweis auf das gesellschaftspolitische Mandat der Wissenschaft, welches das von ihm geführte Zentrum immer dann beansprucht habe, wenn es richtig und nötig erschien.

In einem Grußwort des Bundesfamilienministeriums versicherte Johannes-Wilhelm Rörig, dass auch die neue Bundesregierung analoge Programme im vollem finanziellen Umfang auflegen werde. Durch die zusätzliche Förderung von Projekten gegen Islamismus und Linksextremismus werde es nicht zu Einsparungen kommen. Da gerade diese Frage in den letzten Wochen für erhebliche Unruhe gesorgt hatte, zeigten sich viele der Tagungsteilnehmer angesichts der unmissverständlichen Klarstellung beruhigt.

Nachdem Ute Seckendorf einen Überblick über die Programmstruktur gegeben hatte, stellten Mitarbeiter des Deutschen Jugendinstituts, des »camino«-Instituts und des Institutes für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS) die Ergebnisse der Evaluation und wissenschaftlichen Begleitforschung vor.

In einem engagierten Grußwort hieß Burkhard Jungkamp, Koordinator des Handlungskonzeptes »Tolerantes Brandenburg« der Landesregierung und Staatssekretär im Ministerium für Jugend und Sport, die Gäste, die aus ganz Deutschland angereist waren, willkommen.

Anschließend stellte Daniela Krause (Universität Bielefeld) die Ergebnisse der Bielefelder Surveys zur Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit vor. Als ein Element dieses »Syndroms« benannte sie, neben Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit u.a., auch »Islamophobie«, nicht ohne zu erwähnen, dass dieser Begriff wissenschaftlich umstritten sei. Auf Rückfrage erläuterte sie, dass die Langzeitstudie an diesem Konzept festhalten werde, man aber sehr wohl die

Kritik wahrgenommen habe und in zukünftigen Untersuchungen vermutlich eher einen anderen Begriff operationalisieren wolle. Angelika Thiel-Vigh, die als Leiterin der Koordinierungsstelle im Bildungsministerium an der Umsetzung der Programme in Brandenburg mitwirkt, gab sodann einen Überblick über das hiesige Beratungsnetzwerk. Zum Abschluss des ersten Tages waren wichtige Funktionsträger dieses Netzwerkes zu einem Podiumsgespräch gebeten, das von Gideon Botsch moderiert wurde.

Nachdem sich die Gäste am nächsten Morgen durch einen Ostermarkt im Foyer des Gebäudes gedrängt hatten – der eine oder die andere nutzte die Gelegenheit zum Erwerb schöner Blumengebinde oder von Holzarbeiten aus den Justizvollzugsanstalten des Landes – standen praktische Fragen auf der Tagesordnung. Nach ausführlichen Überblicken über die Umsetzung der Programme durch Andrea Kepcke und weitere Mitarbeiter der Regiestelle »Vielfalt tut gut« präsentierten wiederum Mitarbeiter von ISS und Camino die Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung.

Danach hatten ein Lokaler Aktionsplan (Märkisch-Oderland) und ein Modellprojekt (MANNE e. V.) die Gelegenheit, ihre Arbeit vorzustellen. Auch der zweite Tag wurde durch ein Podiumsgespräch beendet, an dem u. a. Mitarbeiter von Koordinierungsstellen einzelner Bundesländer und Wissenschaftler teilnahmen. Moderiert wurde die Runde durch Christoph Kopke.

Zum Abschluss bedankte sich Angelika Thiel-Vigh beim MMZ für die gute Zusammenarbeit, die man gerne auch in Zukunft fortsetzen werde. *bot/cko*

Konferenzankündigung

Sammler, Mäzene und Kunsthändler als Wegbereiter der Moderne in Berlin, 1880–1933

Berlin, 14. bis 16. Juni 2010

Die Konferenz stellt das Leben und Werk insbesondere der deutsch-jüdischen Kunstsammler und Kunsthändler Berlins in den Vordergrund. Dabei soll die Leistung dieser meist nur in Fachkreisen bekannten Förderer und Wegbereiter der Moderne herausgearbeitet und die enge Verknüpfung zwischen Künstlern, Händlern und Sammlern (wieder) sichtbar gemacht werden. Denn vor dem Hintergrund heutiger Kunstmarktpreise gerät oft in Vergessenheit, dass die Moderne ihre Popularität in erster Linie der Förderung einiger weniger Sammler verdankt.

Programm:

Ottfried Dascher: »Dann lieber richtig arm im Ausland als Verräter« (an der Kunst im Inland). Alfred Flechtheim im Jahre 1933; **Michael Dorr-mann:** Ein »Friedensfest« der frühen Moderne. Die Sammlung Eduard Arnhold; **Christina Feilchenfeldt:** Walter Feilchenfeldt: Verleger und Kunsthändler; **Jost Hermand:** Aufstieg und Fall eines Imperiums. Der »Fall Mosse« innerhalb der

Berliner Kunstszene; **Michael Jurk:** Kunstsammler zwischen Geschäft und Leidenschaft. Der Bankier Jakob Goldschmidt (1882–1955); **Christian Kennert:** »Der Impressionismus ist eine geistige Bewegung ...« – Paul Cassirer und die Moderne; **Anna-Dorothea Ludewig:** »Haben Sie wirklich Geld für den Dreck gegeben?« Die Sammlung Carl und Felicie Bernstein; **Sebastian Panwitz:** Margarete Oppenheim und ihre Sammlung; **Julius H. Schoeps:** Die Mendelssohns als Sammler der Moderne; **Ines Sonder:** Mäzene für die Nationalgalerie; **Andreas Strobl:** »Man bleibt mit Worten immer draußen«; Curt Glaser – zwischen Kunstkritik und Sammellust; **Monika Tatzkow:** Mit dem nötigen Quantum Phantasie: Max Liebermann; **Bogomila Welsh-Ovcharov:** Heinrich and Justin K. Thannhauser: At the Forefront of Modernism in Germany 1908–1940

Konzept und wissenschaftliche Leitung:
Julius H. Schoeps, Anna-Dorothea Ludewig und Ines Sonder

Tagungsort:

Stiftung *Brandenburger Tor* der Landesbank Berlin Holding AG
– Max Liebermann Haus –
Pariser Platz 7
10117 Berlin
www.brandenburgertor.de

Information & Anmeldung:

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien Potsdam
Anna-Carolin Augustin
Telefon: 0331/28094-0
Fax: 0331/28094-50
aaugusti@uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Eine gemeinsame Veranstaltung des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien, des Kollegiums Jüdische Studien an der Humboldt-Universität und der Stiftung *Brandenburger Tor*

Eine neu-alte Bibliothek für Halberstadt

Die Bibliothek der ehemaligen Jüdischen Gemeinde Ost-Berlins hat eine neue Heimat gefunden

Kürzlich erschien im Verlag *Das Neue Berlin* das Buch »Die DDR und die Juden« von Detlef Joseph. Renate Kirchner fügt der Untersuchung eine einzigartige Bibliografie an: alle zwischen 1945 und 1990 im Osten Deutschlands veröffentlichten Bücher zum Thema Judentum. Ihr Name steht in ganz enger Verbindung mit jenen rund 10 000 Büchern, die nun ihren Platz als Präsenzbibliothek in der Moses Mendelssohn Akademie (MMA) in Halberstadt gefunden haben. Seit 1977 hatte Renate Kirchner in der Oranienburger Straße in Berlin eine kleine, aber feine Bibliothek aufgebaut.

»Selbst Sachbücher zur jüdischen Geschichte und Kultur durfte damals aus dem kapitalistischen Ausland eingeführt werden, weil es daran in der DDR mangelte,« erinnert sich Uri Faber. Der Berliner gilt als profunder Kenner jüdische Lesekultur. »Die Ostberliner Gemeindebibliothek landeten nach der Wende vorübergehend schweren Herzens in einem Depot, es gab personelle Engpässe, die Öffnungszeiten waren zu kurz, und zudem waren es fünf S-Bahn-Stationen bis in die Fasanenstraße.«

Dort gibt es den seit 1959 zusammengetragenen, deutlich größeren Buchbestand. »Wir haben in Berlin die wohl größte jüdische Bibliothek Deutschlands und eine der bedeutendsten in Europa,« so Lala Süsskind, Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, bei ihrem Besuch in Halberstadt. Die Zahl der dortigen



»Bestandseinheiten« wird unterdessen auf über 100 000 beziffert.

Lala Süsskind betonte aus dem Anlass, dass die Bibliothek der ehemaligen Jüdischen Gemeinde von Ostberlin nun ihren Platz im Halberstädter Rosenwinkel hat die große Bedeutung der Bücher im jüdischen Glauben. »Wir sind ein Volk der Bücher.« Sie betrachtet es als einen Glücksfall, dass die rund 10 000 Bände 2009 von der Halberstädter Einrichtung

zur Nutzung übernommen wurden. Die Bücher haben in der Einrichtung, die seit 1996 wieder das Bild der historischen Stadt prägt, einen guten Platz gefunden. Galt die Klausynagoge im Halberstädter Rosenwinkel, ein Rabbinerseminar, doch über Jahrhunderte als ein Ort des Lernens, wie Jutta Dick, die Direktorin der MMA unterstrich.

»Wenn ich durch die Regalreihen gehe, fühle ich mich in die Zeit zurückversetzt, als ich ein acht- oder neunjähriges Mädchen und auf Schatzsuche war«, meinte Lala Süsskind. »Und diese Bücher bergen große Schätze. Ich hoffe, dass sie nicht nur die Halberstädter zum Stöbern und Studieren einladen.« Auch Jutta Dick freute sich über die Erweiterung des wissenschaftlichen und kulturgeschichtlich bedeutsamen Bestands. »Die riesige Bibliothek umfasst Judaica aus rund 250 Jahren und bereichert nun unsere Hausbibliothek, die bisher von Schülern, Studenten und Forschern aus elf Ländern genutzt wurde.« Prof. Dr. Julius H. Schoeps, Direktor des MMZ, verwies auf die engen Bande, die das jüdische Leben von Halberstadt und Berlin einst verknüpfte. Schließlich liegen wesentliche Wurzeln der Neorthodoxie in der Vorharzkeisstadt. »Ich kann mir gut vorstellen, dass diese Kontakte auch dank der Bibliothek wieder intensiver werden. Das reicht von Seminaren, die hier angeboten werden, bis hin zur Möglichkeit, dass der Berliner Gemeindevorstand hier tagt.«

Text & Bild: Uwe Kraus

Ein lebendiges Netzwerk

Auch im Jahr 2010 fördert die F. C. Flick-Stiftung zahlreiche Aktivitäten der Moses Mendelssohn Akademie

Im September 2001 gründete Dr. Friedrich Christian Flick die *F. C. Flick-Stiftung gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Intoleranz*. Zweck der Gemeinnützigen Stiftung ist, »die Herzen und Köpfe der Jugendlichen für Demokratie, Gemeinsinn und internationale Verständigung zu gewinnen. (...) Es darf nicht sein, dass eine geschichtlich überwunden geglaubte Ideologie des Hasses wieder aufersteht und die Hirne und Herzen vergiftet.« (Flick, 2001)

Die Flick-Stiftung will ihr Ziel im Verbund mit einem engen Netzwerk aus Privat-Initiativen, Stiftungen, staatlichen Maßnahmen und bestehenden Einrichtungen der Kinder- und Jugendbildung erreichen. Schwerpunkt der Aktivitäten sind die Neuen Bundesländer.

Ein Glied des angestrebten Netzwerkes war von der ersten Stunde an die Moses Mendelssohn Akademie (MMA). Hier steht im Mittelpunkt die Vermittlung von Grundlagen des Judentums und deutsch-jüdischer Geschichte. Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit sind Begegnungsprogramme zwischen jüdischen Zeitzeugen, die aus Halberstadt stammen, und Halberstädter Kindern und Jugendlichen. Darüber hinaus werden die dritte und vierte Generation der Überlebenden in Begegnungsprogramme einbezogen.

Alljährlich fördert die F. C. Flick-Stiftung die Aufführung eines Purimspiels in Halberstadt. Die Vorbereitung

erlaubt, mittels der Geschichte der schönen und klugen Königin Esther, die das jüdische Volk vor Vernichtung errettete, jüdische Geschichte und Tradition zu vermitteln.

Die Gestaltung des Projektes folgt dem Alter und den Fähigkeiten der Kinder oder Jugendlichen, einbezogen sind nahezu alle Schulformen: Grundschulen, Sekundarschulen, Gymnasien und Schulen für Lernbehinderte. In den vergangenen beiden Jahren wurden in das Purim-Projekt intensiv Kinder aus jüdischen Zuwandererfamilien aus der ehemaligen Sowjetunion einbezogen, die in Halberstadt leben.

In diesem Jahr konnten Schüler der Halberstädter Miriam-Lundner-Grundschule das Purimspiel gemeinsam mit dem Pädagogen Benjamin Pappenheim aus Jerusalem, vorbereiten und erfolgreich aufführen.

Benjamin Pappenheim ist der Sohn der einzigen Überlebenden der Familie Lundner, Beate verh. Pappenheim. Ihr Vater Jakob Lundner war Leiter der Jüdischen Schule Halberstadt. Am 12. April 1942 wurde er mit seiner Frau Klara und fünf Kindern deportiert und in einem der Konzentrationslager im Osten ermordet.

Die jüngste Tochter, Miriam, hatte an diesem 12. April ihren vierten Geburtstag. Die Halberstädter Grundschule, die bis Anfang der 1990er Jahre im Gebäude der ehemaligen Jüdischen Schule beheimatet war, hat

sich 2001 nach Miriam Lundner benannt und leistet in enger Kooperation mit der MMA intensive Arbeit im Bereich Holocaust-Education. Die Schulleiterin, Dr. Bettina Oelmann, integriert die Themenbereiche jüdische Geschichte und Traditionen in den Lehrplan. Für die Lehrerinnen der Schule werden entsprechende Fortbildungen durchgeführt, den Kindern stehen die Räumlichkeiten und Angebote der MMA zum Lernen und Spielen permanent zur Verfügung.

Die Begegnungen mit ehemaligen jüdischen Halberstädtern spielen dabei eine zentrale Rolle. Die inzwischen 88-jährige Judith Biran aus Tel Aviv ist jedes Jahr mehrere Wochen in ihrer Heimatstadt zu Besuch, und die Miriam-Lundner-Schule spielt dabei eine zentrale Rolle. Judith Biran ist gern gesehener Gast in der Schule, viele Kinder kennen sie und haben mit ihr deutsche Kinderlieder und alte Spiele gelernt. Judith Biran ist seit einigen Jahren Ehrenmitglied des Fördervereins der Grundschule.

Für die Gegenwart steht die Schulpartnerschaft mit der Berliner Heinz-Galinski-Grundschule. Von der F.C. Flick-Stiftung gefördert, besuchen die Berliner Kinder die Halberstädter zum Herbstfest und zu Pessach konnten die Halberstädter eine Feier in der Galinski-Schule mit erleben. Dieses Begegnungsprogramm wird ebenfalls von der MMA begleitet.

MMA

Anna-Dorothea Ludewig, wissenschaftliche Mitarbeiterin am MMZ, wurde für den Durchgang 2010/11 in das ProFiL-Programm (Professionalisierung für Frauen in Forschung und Lehre) aufgenommen. Mit diesem von der EU geförderten Programm engagieren sich die drei Berliner Universitäten und die Universität Potsdam für eine zugleich exzellenz- und gleichstellungsorientierte Nachwuchsentwicklung. Ziel des Programms ist einerseits die Erhöhung des Frauenanteils an den Professuren, andererseits aber auch die Vorbereitung auf Management- und Führungsaufgaben, mit denen künftige Lehrstuhlinhaber/innen im Kontext neuer Hochschulentwicklungen konfrontiert sein werden.

www.profil-programm.de

Am 6. Januar 2010 hielt Prof. Dr. Julius Schoeps in der *Bucerius School* in Hamburg den Eröffnungsvortrag in der Reihe »Fluchtpunkte« zum Thema »Deutsch-jüdische Kultur im 20. Jahrhundert – Geschichte und Perspektiven«.

Die Nummer 1/2010 der *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* (ZRG) enthält u.a. Beiträge von Stefan Breuer (»Der Streit um den ‚nordischen‘ Gedanken in der

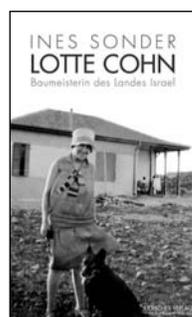
völkischen Bewegung«) und von Mario Kessler (»Von der Religionskritik zum Antisemitismus. Zu einer neuen Biographie Bruno Bauers«).

Die 2005 vom MMZ konzipierte Wanderausstellung »J'Accuse! ... ich klage an. Die Affäre Dreyfus« bezieht ab 13. April 2010 Quartier in der Bibliothek der Helmut Schmidt Universität (HSU) in Hamburg und flankiert damit eine themenorientierte Seminar, das Professor Bernd Wegner vom Fachbereich Geschichte in diesem Trimester an der HSU anbietet.

<http://hsu-bibliothek.de/veranstaltungen>

In der Reihe *Jüdische Miniaturen* erschien kürzlich die Biografie über Theodor Lessing. Der Philosoph und kritische Zeitgenosse war das erste NS-Opfer, das wenige Monate nach der Machtübernahme im Ausland ermordet wurde. Den Hass rechter Kreise zog er bereits 1925 auf sich, als er ein Hindenburg-Porträt veröffentlichte mit dem Fazit, das hinter jenem Zero (Hindenburg) ein künftiger Nero verborgen stehe. Neben seinen philosophischen Betrachtungen der Kultur und Geschichtsschreibung setzte sich Lessing zeitlebens differenziert mit dem eigenen Jüdissein auseinander.

Elke-Vera Kotowski: Theodor Lessing. Philosoph – Feuilletonist – Volksbildner (Jüdische Miniaturen Bd. 87), Verlag Hentrich & Hentrich, 64 Seiten, 5,90 Euro.



Dass sie Architektin werden würde – zu einer Zeit, als sich noch kaum jemand vorstellen konnte, sich von einer Frau ein Haus bauen zu lassen –, war Lotte Cohn, der späteren Doyenne der israelischen Architektur, nicht in die Wiege gelegt worden. Anders war es mit

der familiären Mitgift des Zionismus. Eine antisemitische Verleumdungskampagne gegen ihren Vater, den Arzt Bernhard Cohn, hatte die Berliner Familie schon früh zu Anhängern Theodor Herzls werden lassen. Während die große Mehrheit der deutschen Juden dem Zionismus damals noch distanziert bis ablehnend gegenüberstand, wanderte Lotte Cohn 1921 ins Land Israel ein. Ines Sonder zeichnet den außergewöhnlichen Lebensweg Lotte Cohns aus dem zionistischen Milieu Berlins Anfang des 20. Jahrhunderts zur ersten Architektin im Land Israel nach. Ihre Biographie der Architektin Lotte Cohn (1893–1983) ist die Geschichte einer Frau, die maßgeblich am Aufbau Israels beteiligt war.

Die Autorin der jetzt erschienenen Biographie Lotte Cohns, Ines Sonder, ist Kunst- und Architekturhistorikerin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin am MMZ.

Ines Sonder: Lotte Cohn. Baumeisterin des Landes Israel, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, 240 Seiten, 26,80 Euro.

Als junger Heranwachsender wird Louis Meyer (1796–1869), Spross einer polnisch-jüdischen Kaufmannsfamilie, nach Berlin geschickt, um dort das Handels- und Bankgewerbe zu erlernen. Nach acht Jahren kommt er in das Königreich Polen zurück und lässt sich in Wloclawek, einer Provinzstadt an der Weichsel, nieder. Hier verfasst er im Laufe seines Lebens eine große Zahl von Texten – Lieder, Balladen, Briefe, Dramen, Sentenzen, Kurzgeschichten – in deutscher Sprache, die 1871 posthum von anonym bleibenden Freunden veröffentlicht wurden.

Meyers Werke zeugen von einer großen Affinität zur deutschen Sprache und Literatur, zu Bildung, Wissenschaft und bürgerlicher Kultur, die auch auf die Jahre in der preußischen Metropole zurückgeht. Ihr kulturhistorischer Wert besteht in der Dokumentation eines geistigen und religiösen »musée sentimental« eines polnischen Juden, der die Verteidigung jüdischer Traditionen mit der Bewunderung der europäischen Moderne verband. In der vorliegenden Neuauflage findet mit wenigen Ausnahmen die gesamte, heute kaum noch zugängliche Originalausgabe Aufnahme.

Louis Meyer: Hinterlassene deutsche Schriften eines polnischen Juden. Herausgegeben und kommentiert von François Guesnet, Georg Olms Verlag, 248 Seiten, 39,80 Euro.



Hans-Joachim Schoeps war einer der bekanntesten und umstrittensten deutsch-jüdischen Gelehrten der Nachkriegszeit. Schon die Bandbreite des Schoeps'schen Lebenswerks beeindruckt: beginnend bei seinen

Versuchen zur Grundlegung einer jüdischen Theologie und Religionsphilosophie bis hin zu seinen Aktivitäten in der deutschen Jugendbewegung. Die in den letzten Lebensjahren verstärkte politische, aber auch akademische Isolierung des bekennenden konservativen Schoeps, unter anderem bedingt durch seine Auseinandersetzungen mit der »68er Bewegung«, hemmt bis heute eine objektive Annäherung an den Wissenschaftler, dessen Verdienste als Preußen-Historiker, Religionswissenschaftler und »Zeitgeistforscher« damit zunehmend in den Hintergrund geraten sind. Anlässlich seines hundertsten Geburtstages und knapp dreißig Jahre nach seinem Tod soll nun dieser Band dazu beitragen, das komplexe Leben und Werk von Hans-Joachim Schoeps differenziert zu betrachten.

Mit Beiträgen von Gideon Botsch, Dominique Borel, Richard Faber, Wolfgang Hempel, Hans-Joachim Hillerbrand, Marita Keilson-Lauritz, Joachim H. Knoll, Hans-Christof Kraus, Frank-Lothar Kroll, Anna-Dorothea Ludewig, Michael Salewski, Julius H. Schoeps und Ekkehard W. Stegemann.

Gideon Botsch, Joachim H. Knoll, Anna-Dorothea Ludewig (Hg.): Wider den Zeitgeist. Studien zum Leben und Werk von Hans-Joachim Schoeps (1909–1980).

Georg Olms Verlag, 324 Seiten, 49,80 Euro.



I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Albrecht Mendelssohn Bartholdy-Haus

Die Moses Mendelssohn-Stiftung baut moderne Studentenapartements

Die Moses Mendelssohn-Stiftung plant zusammen mit der Stiftung »Förderkreis deutscher Studenten«, bezahlbaren Wohnraum für Studierende in deutschen Hochschulstädten zu schaffen. In Hamburg befindet sich das »Albrecht Mendelssohn Bartholdy-Haus« mit 124 Einzel- und 17 Doppelapartments bereits in der Phase der Realisierung.

Technik sowie eine komfortable Ausstattung und eine zentrale Lage erwartet.

Die Zimmer werden mit einer durchgehenden Schreibtischplatte entlang der Fensterfassade sowie Rollcontainer und Schreibtischstuhl ausgestattet sein. Des Weiteren zählen ein Einbauschränk, Bett mit Matratze, Schreibtisch- und Nachttischlampe und eine Innenjalousie zu den Einrichtungsgegenständen. Die

wortlich zeichnet, plant weitere Häuser (»smartments«) in Mainz, Köln, Lübeck und Braunschweig. Reiner Nittka, Vorstand der mit den Projekten betrauten Unternehmensgruppe GBI AG, sieht die »smartments« als kostengünstige Wohnvariante für Studenten stark im Kommen und betont: »Das Engagement freier Träger – wie etwa unserer Stiftungen – ist absolut notwendig. Zwar entdecken institutionelle Investoren



Der Entwurf des Albrecht Mendelssohn Bartholdy-Hauses im Hamburger Münzviertel. Das Haus wird 124 Einzel- und 17 moderne Doppelapartments beherbergen.

Das Haus wird im Münzviertel in der Nähe des Hamburger Hauptbahnhofes im Stadtteil St. Georg gelegen sein. Es ist damit nur etwa einen Kilometer von der Hafencity-Universität entfernt, die 2012 eröffnet wird. Attraktiv an dem Standort des zu errichtenden Hauses ist nicht nur die Anbindung an die Alster, sondern auch dass gute Einkaufsmöglichkeiten vorhanden sind. Nicht weit weg liegen die Deichtorhallen, das Museum für Kunst und Gewerbe und das Kulturdenkmal »Hühnerposten«, in dem sich neben einer Bücherhalle auch Bildungseinrichtungen wie das Goethe-Institut und eine Reihe gastronomischer Einrichtungen befinden.

Das Konzept sieht vor, dass die Miete um die 340 Euro betragen wird, wobei die Studenten modernste

Kitchenette ist mit zwei Kochplatten, Spüle und einem Kühlschrank ausgestattet.

Das Projekt wird von der GBI AG, einem Unternehmen der Moses Mendelssohn-Stiftung, realisiert. Gerrit Ernst, zuständiger Projektleiter der GBI AG erläutert das Konzept: »In erster Linie möchten wir zentral gelegenen Wohnraum schaffen, in dem konzentriertes Arbeiten und Lernen möglich ist. Auch haben wir den Anspruch, dass das Haus zeitgleich mit der Hafencity-Universität im Jahre 2012 eröffnet wird.«

Im Eigentum der Moses Mendelssohn-Stiftung befinden sich bereits sechs zwischen 1972 und 1998 erbaute Häuser in Erlangen, Nürnberg, Würzburg und Kaiserslautern mit insgesamt 800 Apartments. Die Stiftung, die auch für den Betrieb der Häuser verant-

langsam wieder den Mietwohnungsbau, aber das Interesse an Immobilien mit sozialer Prägung hinkt noch deutlich hinter dem an Investitionen in Ökologie und erneuerbare Energien hinterher.«

»Wir planen in den nächsten drei Jahren, durch die Stiftung bis zu 1.500 studentische Apartments in verschiedenen deutschen Städten zu betreiben«, erklärte unlängst Stiftungsvorstand Julius H. Schoeps. »Diese Aktivitäten«, so Schoeps, »ergänzen die bisherigen Tätigkeitsfelder der Moses Mendelssohn-Stiftung, die bisher bereits schwerpunktmäßig Forschungen auf dem Gebiet der deutsch-jüdischen Geschichte unterstützt und insbesondere Projekte der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt sowie des Moses Mendelssohns Zentrums in Potsdam fördert.«

Kein Freund nationalistischer Töne

Albrecht Mendelssohn Bartholdy war auch ein Vorkämpfer für das Völkerrecht

Der Namensgeber des neuen Hamburger Apartment-Hauses für Studierende, Albrecht Mendelssohn Bartholdy, hatte prominente Vorfahren: Sein Ur-Ur-Großvater war der berühmte Philosoph Moses Mendelssohn, sein Großvater der Komponist Felix Mendelssohn Bartholdy. Was Wunder, dass der 1874 geborene, später hochgeschätzte Völkerrechtler und Politologe schon zu Jugendzeiten verschiedene Talente entfaltete. Albrecht entdeckte seine Vorlieben für Musik, Geisteswissenschaften und sogar Theologie, entschied sich schließlich aber doch für ein Studium der Rechtswissenschaften. Im Alter von 27 Jahren (!) habilitierte sich Albrecht im Jahre 1901 in Leipzig zum Thema »Grenzen der Rechtskraft«. Schon 1904 wurde er zum Professor für Internationales Privatrecht berufen, bevor er 15 Jahre lang als Professor für Zivilprozessrecht in Würzburg lehrte. Der dynamische Jurist lief Zeit seines Lebens keine Gefahr, sich im akademischen Elfenbeinturm »einzugeln«. Forschungsaufenthalte führten ihn immer wieder nach England, während er in Würzburg und Jena mit Begeisterung beim Organisieren von Musikfestspielen – wie etwa den Max-Reger-Festspielen – half. Seit 1905 war Albrecht mit seiner Cousine Dorothea Wach verheiratet. Das Paar hatte keine Kinder, doch adoptierte es zwei Mädchen: Lea und Brigitte.

Albrecht war von Haus aus kein Freund nationalistischer Töne, doch übernahm er zeitig Verantwortung in internationalen Gremien. Lange vor dem Ersten Weltkrieg gehörte er zu jenen Deutschen, die auf Verständigung und Dialog setzten, bedauerlicherweise aber eine Minderheit blieben. Albrecht Mendelssohn Bartholdy gehörte zum Deutsch-Englischen Verständigungskomitee, und nach Kriegsausbruch engagierte er sich für humanitäre Gefangenenbetreuung, Invalidenhilfe und Vermisstensuche. Die Ereignisse des Ersten Weltkrieges müssen einen deprimierenden Eindruck auf ihn gemacht

haben. 1917 stieß er zu einem antichauvinistischen Kreis um Max Weber und den Prinzen Max von Baden, der sich engagiert für »Völkerbund und Rechtsfrieden« einsetzte. Fortan forderte Albrecht in Vorträgen und Schriften eine künftig gewaltfreie Regelung von Konflikten durch den Völkerbund und eine internationale Schiedsgerichtsbarkeit, ganz so wie dies heute durch verschiedene UNO-Gremien und den Internationalen Gerichtshof in Den Haag – zumindest ansatzweise – praktiziert wird.

Im Jahre 1919 wurde Albrecht Berater der deutschen Delegation auf der Friedenskonferenz in Versailles 1919, welche unter anderem auch über die Kriegsschuldfrage und Reparationszahlungen befand. Albrecht setzte sich entschieden für eine Revision des Versailler Vertrages ein: Gemeinsam mit Max Weber, Hans Delbrück und Max Graf Montgelas formulierte er deutsche Gegenvorschläge. Im Jahre 1920 wurde Albrecht Mendelssohn Bartholdy dann auf eine Professur für Zivilprozessrecht, Auslandsrecht und Vergleichendes Recht an der Universität Hamburg berufen. Hier an der Elbe gründete er im Jahre 1922 – als erste deutsche politikwissenschaftliche



Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Lithographie von Emil Stumpff.

© bpk

Forschungseinrichtung überhaupt – das Hamburger »Institut für Auswärtige Politik«, welches unter anderem von den Warburg-Bankiers finanziert wurde. Parallel begann Albrecht sogar mit dem Aufbau eines Amerika-Institutes.

Bald nach der Arbeitsaufnahme des »Instituts für Auswärtige Politik« gelang es ihm, lebendige Wissenschaftsbeziehungen zum Ausland, vor allem zu England und zu den Vereinigten Staaten, aufzunehmen. Durch sein unvoreingenommenes und engagiertes Bemühen um eine »Versöhnungsdiplomatie« half er zudem, die unter den Alliierten bestehenden Vorbehalte gegen deutsche Wissenschaftsvertreter und Politiker abzubauen. Das wissenschaftliche Konzept des »Instituts für Auswärtige Politik« gewann ebenso rasch an internationalem Renommee, während es innerhalb Deutschlands viel zur politischen Bildung beitragen konnte. Noch im Jahre 1931 wurde er als deutscher Delegierter in den Völkerbund berufen. Nach der Machtübernahme der Nazis in Deutschland geriet auch das »Institut für Auswärtige Politik« rasch unter Druck und konnte seine bisherige Ausrichtung und Arbeitsweise nicht mehr beibehalten. Im September 1933 wurde Albrecht Mendelssohn Bartholdy wegen seiner jüdischen Herkunft in den Ruhestand versetzt. Ein Jahr später musste er auch seinen Rücktritt als Leiter des »Instituts für Auswärtige Politik« einreichen. Er emigrierte noch im gleichen Jahr nach Großbritannien, wo er als Senior Fellow am Balliol College in Oxford bis zu seinem Tod im Jahre 1936 tätig war.

og/js

Frühe Forschung für den Frieden

Im Jahre 1922 entstand die erste politikwissenschaftliche Forschungseinrichtung in Deutschland – das »Hamburger Institut für Auswärtige Politik«. Als erster Direktor fungierte Albrecht Mendelssohn Bartholdy, der an der Hamburger Universität bereits Zivilprozessrecht und Auslandsrecht lehrte, Teilnehmer der deutschen Delegation bei der Versailler Friedenskonferenz von 1919 gewesen war und später auch als deutscher Delegierter beim Völkerbund auftrat. Einen bedeutenden Beitrag zur Finanzierung des in seiner Art neuen Institutes leisteten die Warburg-Bankiers. Ursprünglich hatte Albrecht Mendelssohn Bartholdy die Intention, eine »Forschungsstelle für die Kriegsursachen« einzurichten. Nun sollte das Institut mittels interdisziplinärer und empirischer Forschung die jüngste europäische Geschichte aufarbeiten und Leitlinien für eine friedensorientierte und demokratisch legitimierte Außenpolitik entwickeln. Hier erschienen auch die »Hamburger Monatshefte für Auswärtige Politik«. Besonders die im Hause redigierte Monatsschrift »Europäische Gespräche« wurde zu einem der führenden Periodica für internationale Fragen in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Zu Zeiten der Weimarer Republik erfüllte das Institut zudem eine wichtige Rolle bei der Entwicklung des politischen Bildungswesens in Deutschland, und in der Außenwirkung kam ihm viel Bedeutung bei der Verbesserung der Beziehungen zu Großbritannien und den USA zu. Nach der Entlassung und Emigration Mendelssohn Bartholdys im Jahre 1934 übernahm der von den Nazis protegierte Historiker Adolf Rein das Institut kommissarisch, und unter Leitung des Völkerrechtlers Fritz Berber wurde es zunehmend für propagandistische Zwecke im Dritten Reich missbraucht. Das Mendelssohnsche Konzept internationaler Friedensforschung, kombiniert mit Optionen für eine neue Versöhnungsdiplomatie, war nach hoffnungsvollen Jahren zerstört. og

Zwischen Abwehr und Selbstbewusstsein

Identitätsprozesse im »Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« in der Zeit von 1893 bis 1914

An einer entscheidenden Stelle in Sartres *Réflexions sur la question juive* heißt es über den Ursprung jüdischer Identität: »Le Juif est un homme que les autres hommes tiennent pour Juif«.

Der Antisemit ist in den Ausführungen des französischen Existentialisten ein Produzent, er erschafft mit seinen Projektionen und Wahnbildern seinen Feind, er konstruiert »den Juden«. Die Frage nach Wesen und Form jüdischer Identität ist somit der Frage nach dem Zwang gewichen. Identität kommt von Außen, wird aufgepresst, ist Diskriminierung. Diese Analyse klingt zunächst plausibel, bleibt letztlich aber unvollständig. Denn anders als der politische Zionismus, der ein gemeinsames Ziel postuliert, ist der Antisemitismus für jene, die mit ihm konfrontiert sind, ein höchst widersprüchlicher Identitätsfaktor, der sowohl Minderwertigkeitsgefühle als auch Identitätsstärkungen hervorrufen kann. Es selbst bedeutet für die heterogenen jüdischen Lebensstile nichts anderes als Reduktion auf den kleinsten gemeinsamen Nenner, »Gemeinsamkeit durch Ablehnung« wie Michael Meyer in seiner Untersuchung über Jüdische Identität in der Moderne treffend formuliert. Wie aus der Situation des gemeinsamen Ausschlusses dennoch eine positive Identität entsteht, kann am Beispiel des »Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« gezeigt werden. Die Bekämpfung des Antisemitismus, der mit der Tivoli-Programme der Konservativen und dem Einzug antisemitischer Abgeordneter in den Reichstag plötzlich zum Hauptstrom im deutschen Parlament geworden war, stellte für die Gründer des 1893 entstandenen Vereins den Beschäftigungsschwerpunkt dar. In Anlehnung an die einflussreiche Schrift Raphael Löwenfelds über Schutzjuden oder Staatsbürger? zeugt bereits der Vereinsname vom eigenen Selbstverständnis: es handelte sich bei den Mitgliedern des C.V. nicht um Israeliten, sondern um »deutsche Staatsbürger«, die sich nur durch den Glauben von ihren deutschen Nachbarn unterschieden. Schon der Verweis auf die eigene Staatsbürgerschaft, die Betonung des Individuums gegen das Kollektiv, zeigt den liberalen Geist, der den Charakter des C.V. in den ersten Jahren nach seiner Gründung prägte.

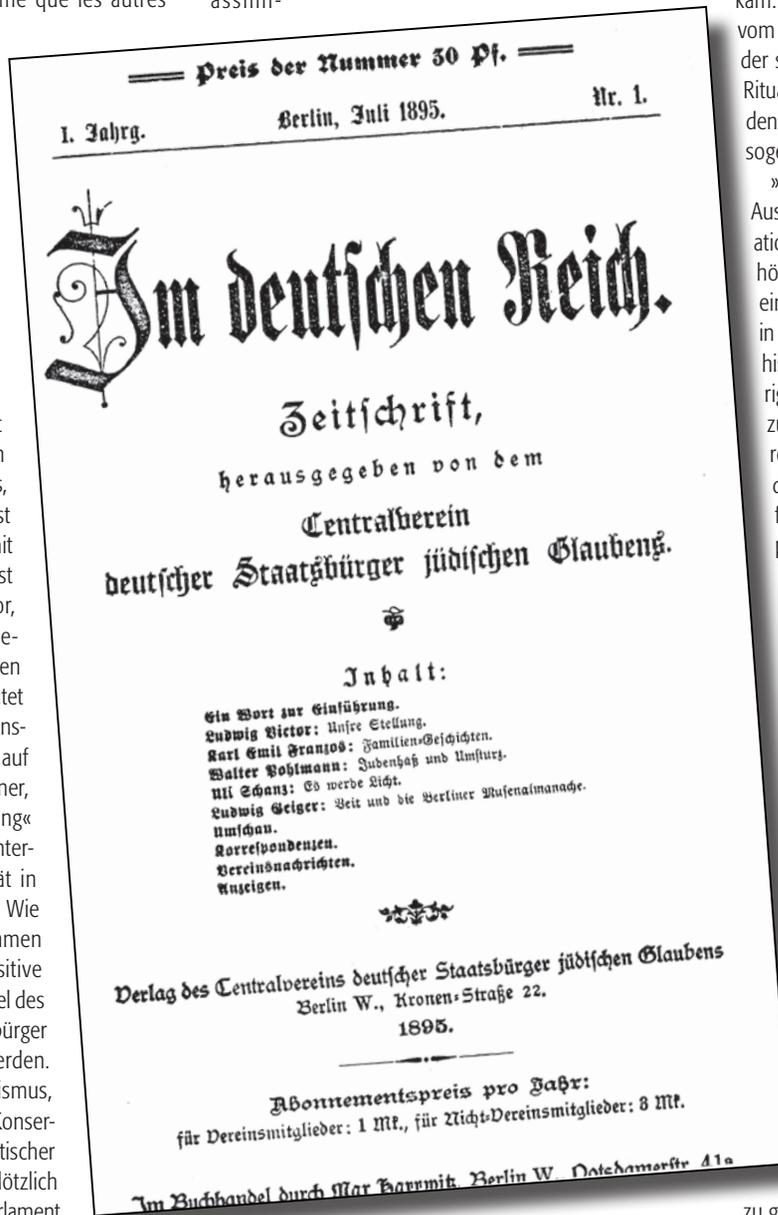
Doch entwickelte sich auf der Grundlage der jüdischen Leidensgeschichte als geteiltem Narrativ, das die Wahrnehmung der gemeinsamen Situation ent-

scheidend beeinflusste, und durch die stärkeren Anfeindungen von Seiten der Mehrheitsgesellschaft innerhalb des ohnehin schon engen sozialen Netzwerkes, das die assim-

für die Dissertation zentral. Es wird gefragt, in welchen Schritten es zur Ausbildung einer kollektiven Identität und zum Rückbezug auf traditionelle Elemente kam. Ziel ist die Rekonstruktion des Prozesses vom Liberalismus zur zunehmenden Religiosität, der sich abseits der großen Ereignisse wie dem Ritualmordprozess im März 1900 in Konitz oder den um 1911 im C.V. geführten Debatten über das sogenannte »Taufjudentum« vollzieht.

»All dies ist nun nicht genau meßbar, und die Auswertung, die qualitative Analyse dieser Situation und Erfahrung bleibt notwendigerweise höchst selektiv«, schreibt Gershom Scholem eingangs seiner Sozialpsychologie der Juden in Deutschland 1900–1930. Untersuchungen zu historischen Identitäten stehen vor der schwierigen Aufgabe, stichhaltige Daten heranziehen zu müssen und diese plausibel zu interpretieren. Da allerdings bei Identitätskonstruktion den Medien besondere Relevanz zukommt, finden über sie doch nicht nur Vermittlungsprozesse, sondern auch Rangeleien über Deutungshoheiten statt, bietet es sich an, auf der Grundlage von Selbstbeschreibungen, die sich im deutschen Reich, der ab 1895 erschienenen Zeitung des Centralvereins, finden lassen, nach Identitätsmustern zu suchen. Hier aufgedeckte Identitätstopoi werden mit zeitgenössischen Bildern vom »Jüdischen« in anderen Zeitungen, allen voran der 1897 gegründeten zionistischen *Die Welt* und der weitgehend orthodoxen Zeitung *Der Israelit*, verglichen und so eine Diskurstopographie erstellt. So kann der Weg nachgezeichnet werden, den der C.V. ging, um, dem Zitat von Eugen Fuchs gemäß, von oberflächlicher Assimilation, die sich in der Aufgabe der Speisegesetze und des Talmuds sowie der Bekämpfung der Sozialdemokratie äußerte, zu seiner »wertvollsten Waffe: zu unserem Stolz auf das Judentum, zu unserem jüdischen Selbstbewusstsein« zu gelangen.

Christian Dietrich



lierten deutschen Juden miteinander unterhielten, das Interesse für jüdische Traditionen, Geschichte und Literatur. Spätestens nach dem innerjüdischen Zionismusstreit von 1912 trat im C.V. eine kollektive jüdische Identität offen zutage, die zusehends religiöse und antizionistische Formen annahm und sich zuvor, etwa mit der Änderung der Weihnachtsgratifikationen in Chanukka-Gratifikationen 1902 und dem 1905 getroffenen Beschluss, das Büro des C.V. in Berlin am Sabbat zu schließen und am Sonntag zu öffnen, schon angedeutet hatte.

Dieser Prozess der Identitätsbildung auf der Grundlage wachsenden äußeren Drucks und der gemeinsamen Verpflichtung gegen jene isolierte Sonderstellung vorzugehen, die den deutschen Juden auch nach ihrer juristischen Gleichstellung zuteil wurde, ist



Der Autor wurde 1983 in Dessau geboren, studierte von 2004 bis 2009 an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg Soziologie, Zeitgeschichte und Politikwissenschaft. Seit Mai 2010 ist er Pro-

motionsstipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit und Kollegiat am Walther Rathenau Graduiertenkolleg.

Biologisch, sozial und politisch erledigt

Die Eröffnungsrede des Potsdamer Fachtags zum Begriff der »Rasse« am 8. Juni 2010

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, werte Abgeordnete des Landtages von Brandenburg,

es ist mir eine Freude, Sie heute hier beim Fachtag zum Begriff »Rasse« in Gesetzgebung und Verwaltungstexten begrüßen zu dürfen. Es ist erst wenige Wochen her, dass ich das letzte Mal eine Veranstaltung eröffnet habe, die durch das »Tolerante Brandenburg« gefördert wurde – oder, um präziser zu sein, die eigentlich in enger Kooperation des Moses Mendelssohn Zentrums mit der Koordinierungsstelle geplant wurde und, sagen wir es offen, liebe Frau Thiel-Vigh, die inhaltlich und thematisch von Ihnen angeregt wurde. Damit knüpfen wir an eine mehrjährige erfolgreiche Zusammenarbeit an, in welcher das MMZ einerseits die Arbeit der Behörden und Ministerien im »toleranten Brandenburg« im besten Sinne einer »angewandten Wissenschaft« unterstützen konnte, und gleichzeitig unsere eigenen Forschungsarbeiten von den Anregungen und Impulsen einer in Fragen der Diskriminierung wachen Verwaltung profitieren konnten. So danke ich Ihnen ausdrücklich, dass Sie jenes heikle Thema an uns heran getragen haben, mit dem sich unsere kleine Fachtagung heute befassen wird.

»Rasse«, meine Damen und Herren – wenn Sie nicht gerade über Ihren Pudel reden, würden Sie diesen Begriff wohl kaum mehr öffentlich verwenden. Er ist nicht einfach aus der Mode gekommen – er ist, zumindest auf Menschen bezogen, heute mit einem Stigma belegt. Es entspricht nicht mehr den Werthaltungen, denen sich unsere tolerante und weltoffene Gesellschaft verpflichtet fühlt, Menschen in humanwissenschaftlich fragwürdige Kategorien wie Rassen einzuteilen.

Heute begegnet uns der Begriff außerhalb historischer Dokumente fast gar nicht mehr. Außer eben in einigen älteren Hundesalons, die mit »Pflege aller Rassen« werben – oder, ausgerechnet, in zentralen Gesetzestexte. Ohne unserem zweiten Referenten, Hendrik Cremer vom Deutschen Institut für Menschenrechte, vorgehen zu wollen, zu diesem Problem nur einige Worte. »Niemand darf ... wegen seiner Rasse ... benachteiligt oder bevorzugt werden«. Diese Passage stammt ausgerechnet aus unserer Verfassung, aus dem Grundgesetz. Sie steht dort an prominenter Stelle, nämlich im dritten Artikel, Absatz drei. Das heißt, sie zählt – um Ihnen bereits die Problematik zu verdeutlichen – zu jenen Passagen des Grundgesetzes, denen ein Ewigkeitswert zugesprochen wird, die nicht antastbar sind, weil sie die zentralen Kerne der demokratischen und, für unseren Zusammenhang noch wichtiger, menschenrechtlichen Orientierung unserer Verfassung beinhalten.

Wir wissen, wieso. Seit 1933 sind Menschen gerade auf Grund Ihrer »Rasse« bevorzugt oder diskriminiert worden. Die »Nürnberger Rassegesetze« waren eigentlich keine. Die im Reichsbürgergesetz und im Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre 1935 definierten, durch ein gutes Dutzend Verordnungen und unzählige Runderlasse, Verfügungen, Erlasse, bürokratische Einzelakte und exekutive Maßnahmen

festgelegten Kriterien richteten sich gerade nicht nach dem, was die damalige, vermeintlich wissenschaftliche »Rassenforschung«, Anthropologie und menschliche Erblehre als Rassen definierte. Sie folgten nicht Augen-, Haar- und Hautfarbe, Körperbau, Schädelumfang und anderen phänotypischen Durchschnittswerten. Vielmehr wurde die Religionszugehörigkeit der Großeltern zum entscheidenden Kriterium für die Einordnung von Menschen in bestimmte Gruppen; nur in Zweifelsfällen wurden »Rassegutachter« bestellt, die phänotypische Eigenschaften mit einbezogen. Auch dies geschah dann mitunter durch knappste Augenscheinnahme, oft im Minutentakt. Nein, die »Nürnberger Rassegesetze« waren keine Rassegesetze, sie führten den Begriff als humanbiologische Kategorie geradezu ad absurdum.

Es ist ja ein Missverständnis, zu glauben, »Rasse« wäre ein neutraler Begriff, der zum alltäglichen Handwerkszeug jedes Zoologen, aber auch Anthropologen, gehört und der von den Rassenfanatikern nur ideologisch aufgeladen und politisch missbraucht worden sei. Zwar erfreute sich die Rassenbiologie eine Zeit lang einer gewissen Beliebtheit, sie bezog ihren Rassenbegriff aber nicht etwa aus dem ureigensten Feld der Naturbeobachtung. Nein, Rasse war schon ursprünglich ein politisch-sozialer Kampf- und Abgrenzungsbegriff. Auch für diesen Komplex konnten wir mit Christian Geulen von der Universität Koblenz-Landau einen höchst kompetenten Fachmann als Referenten gewinnen, sodass ich mich wiederum mit einigen Andeutungen begnügen darf.

Noch Werner Conze hat in seiner Einleitung zum einschlägigen Essay der »Geschichtlichen Grundbegriffe« darauf beharrt, der Begriff »Rasse« sei zunächst ein »naturgeschichtlicher, dann naturwissenschaftlich-anthropologischer Begriff deskriptiver Art«, »von seiner Grundbedeutung aus wissenschaftlich wertfrei verwendbar, und erst durch den »Rassenkampf« herabgewürdigt worden«. Freilich macht die zwei Seiten weiter von Antje Sommer dargelegte Entstehungsgeschichte deutlich, dass Conze damit einer exkulpatorischen Formel der Biologen aufsaß, die an ihrem Begriff gerne festgehalten hätten. Schon Herder und Hegel hatten die Einteilung in Rassen scharf zurück gewiesen; auch im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert gab es wissenschaftsimmanent Kritik. Indes, wie Veronika Lipphardt kürzlich gezeigt hat, ließen es sich Anhänger der Rassenanthropologie wie Fritz Lenz, Mitverfasser des wichtigsten Standardwerks, des »Baur-Fischer-Lenz«, mitunter nicht nehmen, Kritiker und Anhänger konkurrierender Positionen als »Halbjuden« zu denunzieren.

Wie sieht es tatsächlich aus? Die Ursprünge des Wortes sind etymologisch unsicher, sie verweisen auf das Hochmittelalter und auf die romanischen Sprachen; möglich erscheint eine Ableitung aus dem Lateinischen, eine Herkunft von »radix«, der Wurzel. Andere Interpretationen suchen den Ursprung im Arabischen. Jedenfalls meinen schon die ältesten Verwendungszusammenhänge die Abstammung von Menschen, weisen ständisch geprägte Unterschiede bestimmten Erbanlagen zu und sollen somit, in einer unsicher gewordenen Periode

mittelalterlicher Ständeordnungen – denken Sie an die Bauernkriege! – soziale Unterschiede über die Abstammung legitimieren. Die eigentliche Karriere des Begriffs beginnt dann in der Frühen Neuzeit. Angesichts von Taufe und Assimilierung jüdischer und muslimischer Untertanen auf der iberischen Halbinsel beruft sich die ritterliche Oberschicht auf »edle Abstammung«. »Razza«, der frühneuzeitliche spanische Rassenbegriff, ist die Grundlage der »Limpieza di sangre«, der spanischen »Blutschutzgesetze« mit ihrer auffallenden Ähnlichkeit zu den Nürnberger Rassegesetzen.

Erst anschließend ist der Begriff auf die Fauna übertragen, im 19. Jahrhundert zur Grundkategorie der Zoologie und auch der Anthropologie geworden. Und bereits Mitte des 20. Jahrhunderts begann die Biologie, in wieder zu verwerfen. Seit Ernst Mayr ist die Einteilung in Menschenrassen entsprechend der Häufigkeit der Verteilung bestimmter phänotypischer Eigenschaften nur noch statistische Spielerei.

Neu gestellt werden die Fragen nach Vererbung und Abstammung allerdings in Folge der neuen Erkenntnisse über das menschliche Erbgut. Zwar lassen sich einige Forscher, teils aus gut gemeintem Impuls heraus, erneut zu sehr weitgehenden Aussagen über die vermeintlich ererbten Eigenschaften von bestimmten Menschengruppen hinreißen. Dass Ihre Ergebnisse aber wenig mit der Hybris früherer Rassenfanatiker zu tun haben, deren Annahmen sie ja auch nicht bestätigen, ist aber deutlich.

Biologisch, sozial und politisch ist der Rassenbegriff eigentlich erledigt. Als juristische Kategorie lebt er fort. Einzelne europäische Länder, wie auch die europäische Union bemühen sich, ihn sukzessive aus ihren Rechts- und Verwaltungstexten zu verbannen. Brandenburg erwägt, auf diesem Weg zu folgen. Ein überfälliger Akt – oder eine allzu dramatisierende Geste, die eigentlich überflüssig ist, wenn nur der wesentliche Kern, das Diskriminierungsverbot, gewahrt bleibt? Diese Frage wollen wir heute in diesem Kreis diskutieren. Ich freue mich bereits auf das anregende, zweifellos kontroverse Gespräch, zu dem wir von Seiten der Regierung und der parlamentarischen Opposition mit Herrn Holzschuher und Herrn Petke jeweils einen sowohl kompetenten als auch streitbaren Gesprächspartner eingeladen haben. Es diskutieren ebenfalls mit unsere beiden Referenten, Prof. Geulen und Dr. Cremer, sowie Frau Röske von der Jüdischen Gemeinde Potsdam und meine verehrte Kollegin, Frau Professor Karin Weiss, die Integrationsbeauftragte unseres Landes. Ich würde mich freuen, meine Damen und Herren, wenn Sie diese Gelegenheit zur Aussprache durch Ihre Fragen und Diskussionsbeiträge heute Nachmittag bereichern würden.

Insgesamt und unterm Strich: Auch wenn uns der Aufwand der Gesetzesänderungen schließlich als zu groß erscheinen sollte, dürfte doch inzwischen Einigkeit bestehen, dass es wenig Anlass gibt, den Begriff der »Rasse« heute noch zu verwenden. Außer natürlich, wenn Sie mit Ihrem Pudel in den Hundesalon gehen.

Und damit wünsche ich Ihnen eine interessante Diskussion.

Julius H. Schoeps

Ein einzigartiges Mädchenfußball-Projekt

In Halberstadt wurde miteinander, nicht gegeneinander gekickt

Das, was wir hier eine Woche lang tun, wird Geschichte schreiben«, sagt die Fußball-Weltmeisterin von 2003, Steffi Jones, die dem Organisationskomitee für die FIFA-Frauenfußball-Weltmeisterschaft 2011 vorsteht. Sie ist Schirmherrin eines einzigartigen deutsch-israelischen Mädchenfußballprojekts. Doch »Haddass kickt mit Stella« ist weit mehr, betont Christiane Fetscher, die Geschäftsführerin der in Potsdam ansässigen F.C. Flick Stiftung gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Intoleranz. Ziel des integrativen Projekts ist es, den interkulturellen Austausch über den Sport zu fördern. »Darum spielen ja nicht die jüdische und arabischen Mädchen gegen die jungen Sportlerinnen aus dem Harz, sondern sie stehen in gemischten Mannschaften«, so Jutta Dick, die Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt. Ihre Einrichtung macht sich seit über eineinhalb Jahrzehnten in der Harzkreisstadt um die Pflege und Bewahrung der reichen jüdischen Tradition verdient. Halberstadts Oberbürgermeister Andreas Henke (Die Linke), dessen Tochter bei diesem Projekt selbst mitkickt, verweist darauf, dass die Stadt seit Jahrzehnten enge Kontakte mit Menschen in Israel, die selbst oder deren Vorfahren ihre Wurzeln in Halberstadt haben, pflegt. »Die Stadt hat bis in die heutige Zeit qual- und leidvolle Erfahrung im Erleben von Gewalt. Darum wollen wir mit dem Projekt erneut zeigen, dass für Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Gewalt bei uns kein Platz ist.«

»Integrativer Mädchenfußball ist schon seit längerer Zeit wichtiger Bestandteil unserer Arbeit gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Intoleranz. Die Idee gibt es also schon länger und mit dem VfB Germania Halberstadt an unserer Seite, der sich sofort aufgeschlossen zeigte, haben wir nun einen erfahrenen sportlichen Partner, der die eine Hälfte unseres Programms umsetzen wird«, so Christiane Fetscher. Zwei bis drei Stunden findet man die 30 Acht- bis Zwölfjährigen täglich auf dem Platz. Trainiert werden sie von ihren Wunschspielern aus dem Halberstädter Oberliga-Team und von Germanias Nachwuchs-Trainer

Thomas Waldow. Shachar, Maja und Luna dribbeln und flanken ebenso engagiert wie die Halberstädterinnen Josefine Schulze und Trine Sterz. Wie viele Bälle sie im Netz ver-

senken, spielt dabei nicht die größte Rolle. »Fußball ist mehr als nur das reine Spiel, sondern ein wundervoller Sport für alle – ganz egal, welchen Geschlechts, welcher Hautfarbe, Herkunft oder Religion sie sind. Und er verbindet, überall auf dieser Welt. Nutzt also den

Fußball, nehmt die Erfahrungen mit und begeistert Mitmenschen für den Mädchen- und Frauenfußball in der ganzen Welt«, gab Steffi Jones den Mädchen auf den Weg. Sie hatte kürzlich ein Spiel der israelischen Nationalmannschaft in der Schweiz erlebt und hofft, »dass einige der in Halberstadt angetretenen Mädchen später mal das Team verstärken.«

Dr. Andreas Eberhardt, Geschäftsführer der 2009 gegründeten Stiftung Deutsch-israelischen Zukunftsforums, freut sich, dass das DIZF als eines der ersten Projekte das Halberstädter unterstützt. »Gerade die Jugendbegegnungen, ob mit jüdischen oder arabischen Israelis sind ein wesentliches Ziel unserer Stiftung. Der Sport ist ein wichtiger Bereich, in dem wir etwas bewegen können. Besonders wichtig ist uns, dass solche interkulturellen Begegnungen

nicht in irgendwelchen Zentren wie Berlin, Frankfurt oder Hamburg stattfinden, sondern übers Land verteilt in solchen Orten wie Halberstadt.« Dem stimmt auch Gazi Nujeidat vom israelischen Ministerium für Kultur und Sport zu. »Ich erlebe hier auf dem Fußballfeld keine jüdischen, deutschen oder arabischen Spielerinnen, sondern Mädchen, die gemeinsam Sport treiben und am Rest des Tages zusammen etwas unternehmen. Das ist für mich gelebte Völkerverständigung.« Für 2011 lud er die kleinen Fußballerinnen bereits zu einem Trainingscamp in den Norden Israels ein.

Text: U. Kraus/Fotos: U. Schrader



Nach dem großen Erfolg des ersten Ökumenischen Kirchentages 2003 in Berlin, beschlossen der Deutsche Evangelische Kirchentag und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken einen zweiten zu veranstalten und zudem den Dialog über die beiden Religionsgemeinschaften hinaus zu erweitern, so dass auch Judentum und Islam thematisiert werden sollten. Der 2. Ökumenische Kirchentag fand nun vom 12. bis 16. Mai 2010 mit ebenso vielen Besuchern und mehr als 3.000 Veranstaltungen (Gottesdienste, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Konzerte, Ausstellungen und am 14. Mai ein »Israel-Tag« auf den Opernplatz) in München statt. Neben zahlreichen Kirchen und Freilichtbühnen im öffentlichen Raum dienten das Olympia- und Messegelände als Veranstaltungsorte. Im Internationalen Kongresszentrum in Riem befand sich das Zentrum Juden und Christen im Dialog. Neben vielen Diskussionsrunden, Vorträgen und Workshops wurden dort auch drei Ausstellungen präsentiert: das Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern zeigte »Jüdisches Leben in München heute«, das Zentrum zur Erforschung und Dokumentation jüdischen Lebens in Ost- und Mitteleuropa (Wien) dokumentierte mit einer »Bibliothek der geretteten Erinnerungen« jüdische Familiengeschichten aus 15 europäischen Ländern und das



Die MMZ-Ausstellung »Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen. Herzls Utopie – Israels Gegenwart« auf dem Ökumenischen Kirchentag in München, der unter dem Motto stand: »Damit ihr Hoffnung habt«.

MMZ erinnerte mit seiner Ausstellung »Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen«. Herzls Utopie – Israels Gegenwart« an den 150. Geburtstag des Begründers des politischen Zionismus und Vordenker des Staates Israel Theodor Herzl. Herzl, der aufgrund seines frühen Todes (1904) die Staatsgründung nicht mehr erlebte, gab durch seine Schriften den nachfolgenden Generationen den Mut und den Glauben, dass einst ein eigener Staat für die Juden Wirklichkeit werde. Und so scheint das Motto des diesjährigen 2. Ökumenischen Kirchentages: »Damit ihr Hoffnung habt« wie eine Mahnung an Herzls Leitwort »Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen« – als eine Hoffnung auf einen baldigen Frieden im Nahen Osten.

Im Anschluss an den Kirchentag wurde die Ausstellung mit 30 aktuellen Fotos aus Israel in Kombination mit 30 Zitaten aus Herzls utopischem Roman Altneuland bis 23. Juni 2010 im Foyer des Münchener Kulturzentrums der Israelitischen Kultusgemeinde am St. Jakobs-Platz gezeigt. Und diejenigen, die noch mehr Herzl wollten, konnten sich auch sein Fahrrad im Original anschauen, denn dieses ist bis zum 20. Februar 2011 in der Ausstellung »Hast Du meine Alpen gesehen? Eine Jüdische Beziehungsgeschichte« im Alpinen Museum auf der Münchener Praterinsel zu bestaunen. evk

Auf dem Akademientag 2010 der »Union deutscher Akademien der Wissenschaften«, der sich dem Thema »Suche nach Sinn. Über Religionen der Welt« widmete, hielt Prof. Dr. Julius H. Schoeps am 2. Juni 2010 in Berlin den Vortrag »Der Auserwähltheitsglaube. Identitätssuche, Erlösungswahn und religiöser Selbstzweifel im Judentum der Neuzeit«

Prof. Dr. Julius H. Schoeps wurde vom Rat der Stadt Düsseldorf erneut in die Jury berufen, die den Kandidaten/in auswählt, der/die den Heinrich-Heine-Preis erhält. Im letzten Jahr war der Preisträger der israelische Schriftsteller Amos Oz.

Die Handkamera als Handwerkszeug steht für den Dokumentarfilmer Hanania Baer. Bekannt und gefragt ist er vor allem als Director of Photography bei großen Hollywood-Filmproduktionen. Baer hat für seine Arbeit immerhin schon zweimal einen »Emmy« gewonnen. Die Arbeit mit der Handkamera steht aber auch für Baers ganz persönliche Begegnung mit Halberstadt. Sein Dokumentarfilm

»Have will have« läuft nun am 24. Juni ab 19.30 Uhr auch in Halberstadt. Hanania Baer, Sohn Halberstädter Juden, kam 2007 und 2008 in die Stadt und drehte dort zumeist mit einer kleinen Handkamera. Er erinnert sich, dass die Vergangenheit seiner Eltern in Deutschland nie ein Thema häuslicher Gespräche war. »Sie sprachen nur untereinander Deutsch, mit mir nur Hebräisch.« Die Familie Baer war in Halberstadt nachweislich seit Mitte des 17. Jahrhunderts ansässig. Sie gründete das Metallhandelshaus »Samuels Baer's Söhne« sowie das Bankgeschäft »B. J. Baer«. Sie war auf vielfältige Art und Weise in das Stadtgeschehen eingebunden. Ernst Ezriel Baer (1890–1968) hatte sich aus dem Stammhaus gelöst und ein eigenes Unternehmen aufgebaut. Bis 1936 führte er in Halberstadt die Geschäfte, ehe er seiner Familie nach Palästina folgte. Sein Sohn Hananya, 1943 in Palästina geboren, erinnert sich: »Mein Vater verstarb am 13. Juni 1968 in Bad Lauterberg. Ich war bei ihm. Er verbrachte dort einen Urlaub. Ich glaube, er fühlte sein nahes Ende. So wollte er noch einmal die Luft des Harzes atmen, den er so sehr liebte. Und er wollte seiner Geburtsstadt Halberstadt nahe sein, die damals in der DDR lag, so dass er nicht dort sein konnte.« Die Erinnerung an die Sehnsucht von Ernst Ezriel Baer nach seiner Geburtsstadt Halberstadt erweckte in seinem Sohn Hananya den Wunsch zu erfahren, welche Empfindungen eine Begegnung mit der Stadt und dem Stammhaus seiner Vorfahren bei ihm selbst auslösen würde. Für seinen Film hat der Filmkünstler fünf Schüler des Gymnasiums Martineum gebeten, ihn bei seinem kinematographischen Projekt zur Seite zu stehen. Daraus entstand ein Film über die Orte, an denen die Familie Baer über Generationen lebte.

Nachdem die Wanderausstellung »Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen« Herzls Utopie – Israels Gegenwart«, die parallel in Deutschland und Israel kursiert, bis April 2010 an der Universität Haifa zu sehen war, wird diese – organisiert von der zionistischen Organisation Im Tirtzu (hebr.: »Wenn Ihr wollt«) – im Lauf des nächsten akademischen Jahres in weiteren israelischen Bildungseinrichtungen präsentiert.

Ab Sommer 2010 werden wieder einige Fellows am MMZ tätig sein. Aus den USA kommen die Theologin und Germanistin Prof. Dr. Christine Geffers, Brandeis University Waltham/Boston sowie der Historiker Michael Meyer von der California State University Los Angeles. Des weiteren wird Angela Mace von der Duke University, Durham, als DAAD-Stipendiatin für mehrere Monate am MMZ forschen. Darüber hinaus treten PD Dr. Eva-Maria Ziege, die bis vor kurzem als Gastprofessorin an der Washington University in Seattle tätig war und die Berliner Literaturwissenschaftlerin Sylke Kirschnick ein unbefristetes Fellowship in Potsdam an.

Die diesjährige Lange Nacht der Wissenschaft, die unter dem Motto »Klügste Nacht des Jahres« beworben wurde, fand erneut ein großes Besucherinteresse. Das MMZ war auf dem Campus Golm der Universität Potsdam vertreten. Dr. Elke-Vera Kotowski hielt dort einen Vortrag über »Judentum – Christentum – Islam. Der rituelle Lebenszyklus«.

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

»Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten«

Das Moses Mendelssohn Zentrum erforscht die Spuren des deutsch-jüdischen Kulturerbes

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten« ist eine Redewendung, die hierzulande so gut wie jeder kennt und sogleich mit den USA assoziiert. Aber woher kommt dieser Satz? Geprägt wurde er 1903 von Ludwig Max Goldberger (1848–1913), einem Berliner Unterneh-

Welt« in Deutschland verbreitete, gab es eine Reihe weiterer Repräsentanten aus Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft, die ihre Erfahrungen weitergaben, so beispielsweise auch Albert Mosse (1846–1925), der Bruder des Berliner Verlegers Rudolf Mosse, der über mehrere Jahre als Kabinettsberater in Tokio wirkte

seit 1933 systematisch aus der »deutschen Kultur« verdrängt, diffamiert oder gar getilgt wurden.

Mit der Einführung der »Nürnberger Gesetze« kam es zu einem Exodus der intellektuellen Eliten aus Deutschland und damit auch zu einem kaum zu kompensierenden Kulturverlust. Allein 7.600 Gelehr-



»Herzliche Grüsse aus dem Exil!«. Diese Zeilen schrieb Elsa Einstein im April 1933 auf ein Foto (das sie und ihren Mann Albert Einstein vor einem Haus im belgischen Badeort Le Coq-sur-mer zeigt, der ersten Station nach ihrer Emigration) und sandte es als Postkarte an eine Freundin in Deutschland.

mer, der ehrenamtlich als Mitglied des Wirtschaftsausschusses der deutschen Reichsregierung und im Vorstand der Jüdischen Gemeinde in Berlin tätig war. Nach einer ausgedehnten Reise durch die USA verfasste er kurz nach der Jahrhundertwende eine Studie, die er mit jenen geflügelten Worten betitelte »Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Betrachtungen über das Wirtschaftsleben in den Vereinigten Staaten von Amerika«.

So wie Goldberger seine Eindrücke aus der »Neuen

und maßgeblich an der Erarbeitung der Verfassung der japanischen Kaiserreichs beteiligt war, die seither Züge der deutschen Reichsverfassung trägt. Goldberger und Mosse zählen zu jenen Protagonisten der deutschen Wirtschafts-, Kultur- oder Wissenschaftsgeschichte, die aufgrund ihrer Herkunft als »Juden« (d.h. nicht als »deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens«, so wie sie sich meist selbst definierten – sondern als »undeutsch« bzw. »unarisches«, »fremdrassig«, nicht der deutschen Kultur zugehörig, so die NS-Diktion)

te, Schriftsteller, Künstler und Publizisten, unter ihnen ein Großteil »Juden«, verließen Deutschland nach der Machtübernahme Hitlers. Die Hauptaufnahmeländer waren die USA (48 Prozent aller deutschen Emigranten), Großbritannien (zehn Prozent), Palästina (acht Prozent) und zunächst die Schweiz mit vier Prozent. Weitere Exilländer der annähernd 300.000 meist jüdischen Flüchtlinge bzw. Ausgebürgerten waren Lateinamerika (ca. 90.000), Schanghai (ca. 15.000) sowie weitere europäische Staaten und die Sowjetunion.

Mit den Exilanten gingen häufig auch ganze Forschungsbereiche inklusive Bibliotheken und Archive ins Ausland, wie beispielsweise das Warburg Institute London, dessen Grundstock die Gelehrtenbibliothek des Hamburger Kulturwissenschaftlers Aby Warburg (1866–1929) bildet. Nach jüngsten Meldungen steht das renommierte Institut auf der Streichliste der Universitätsleitung.

Nach 1945 kehrten nur wenige jüdische Exilanten nach Deutschland zurück. Besonders in den USA stellte die geistige Elite aus Europa eine große Bereicherung für die Kultur- und Wissenschaftslandschaft dar, die man an Universitäten wie Princeton oder Berkeley nicht verlieren wollte. Diejenigen, die nach Palästina gegangen waren, wollten aufgrund der Erfahrungen in Europa nunmehr am Aufbau eines eigenen jüdischen Staates, so wie ihn sich Theodor Herzl seit den 1890er-Jahren in seinen Schriften vorstellte, mitwirken und importierten bewusst oder unbewusst die deutsche Kultur in das Gelobte Land und noch heute – dort zuweilen vielleicht sogar stärker als im Herkunftsland – die kulturellen Traditionen des ehemals deutsch-jüdischen Bürgertums im Nahen Osten pflegen. Um nur ein Beispiel zu nennen: der deutsch-jüdische Sprachwissenschaftler, Philosph und Bibliothekar Heinrich Loewe (1869–1951) führte das deutsche Bibliothekswesen in Israel ein. Bereits 1905 wurde auf seine Initiative ein Komitee zur Errichtung einer jüdischen Nationalbibliothek in Jerusalem gegründet und er 1914 für den Direktorenposten nominiert. Loewe blieb allerdings bis zu

seiner Emigration in Deutschland und wurde dann 1933 Direktor der Tel Aviver Stadtbibliothek Shaar Zion, die bis heute ihre Bestände nach dem von ihm eingeführten Erfassungssystem verwaltet.

65 Jahre nach dem Holocaust und 20 Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung reflektiert Deutschland in Europa und in der Welt nicht mehr das Bild des Aggressors, sondern des Partners auf Augenhöhe. Die Politik ist nunmehr aufgefordert, diese Chance zu nutzen und durch eine gezielte kulturelle Bildung, insbesondere auch in Bezug auf ihre historischen Komponenten, das Identitätsstiftende Moment der nationalen Kultur ins kollektive Bewusstsein zu befördern. Das heißt unter anderem auch, nachfolgenden Generationen die deutsche Kultur trotz ihrer historischen Brüche (insbesondere im Hinblick auf die zwölf Jahre der NS-Diktatur und den anschließenden 40 Jahren deutscher Teilung) als eine polyzentrisch und multikulturell (und hier besonders was die deutsch-jüdische Beziehungsgeschichte anbelangt) gewachsene zu vermitteln.

Dank der Zusage von Staatsminister Bernd Neumann, dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der das Projekt mit 100.000 Euro fördert, wird im MMZ ab 2011 eine Überblicksdarstellung zum deutsch-jüdischen Kulturerbe erarbeitet. Erfasst werden alle Einrichtungen und deren Aktivitäten zur deutsch-jüdischen Geschichte im deutschsprachigen Raum inklusive den Siedlungsgebieten der aschkenasischen Juden (vornehmlich die Staaten Ost- und Ostmitteleuropas) sowie den

Hauptzufluchtsländern der deutschsprachigen Juden, vornehmlich den USA, Großbritannien und natürlich Israel.

Es sollen dabei die bestehenden Institutionen, deren Struktur und Forschungsfelder sowie die bereits vorhandenen und geplanten Untersuchungen erfasst und die noch wenig oder unzureichend bearbeiteten Themengebiete bzw. Forschungsobjekte (insbesondere Nachlässe deutsch-jüdischer Emigranten in den Zufluchtsländern) skizziert werden, um diese der Vergessenheit zu entreißen bzw. ins kulturelle Bewusstsein Deutschlands zurückzubringen.

Das Erfassungsspektrum wird über die Bereiche der Geschichts- und Kulturwissenschaften, der bildenden und darstellenden Kunst, der Literatur, der Musik, der Film- und Theaterlandschaft hinausgehen und die Philosophie, Soziologie, Psychologie und Pädagogik, die Wirtschafts-, Rechts- und Staatswissenschaften, die Naturwissenschaften und Medizin sowie die Religionswissenschaften umschließen. Anhand von Einzelexperten kompetenter Fachwissenschaftler aus dem In- und Ausland soll aufgezeigt werden, inwieweit das kulturelle Erbe zu einem wesentlichen Teil seine Prägung durch das deutsch-jüdische Bildungsbürgertum seit dem 18. Jahrhundert erhielt und seither fortwirkt, ohne dass dies im kollektiven Bewusstsein eine angemessene Verankerung gefunden hat.

Die Studie, die von Dr. Elke-Vera Kotowski durchgeführt wird, soll Ende 2011 veröffentlicht werden.

evk

Einzigiger Inhalt der Bewegung

Ein Sammelband beleuchtet die »Politik des Hasses«

Der Hass war ihnen nicht nur das Mittel, hochzukommen, er war der einzige Inhalt ihrer Bewegung«, urteilte Heinrich Mann 1933 in seinem Essay »Ihr ordinärer Antisemitismus« über die Nazis.

Die radikale Rechte, die rechtsextremen Bewegungen in der deutschen und europäischen Geschichte, die fast durchweg einen radikalen Judenhass in ihre Weltanschauung integrieren, kreisen tatsächlich um das Thema des Hasses. Sie mobilisieren ihn nicht nur, um damit andere politische Inhalte zum Ausdruck zu bringen, sondern sie wollen ihren Hass unmittelbar in Politik übersetzen. Hass ist eine Grundlage und ein Ziel ihrer Politik. In den angelsächsischen Ländern spricht man heute von »Hate crimes« und »Hate speech« – Hassverbrechen und Hassreden. Man könnte ebenso gut von »Politics of hate« sprechen.

Der gemeinsame Nenner, über den sich die verschiedenen Hassobjekte der extremen Rechten brechen lassen, ist der Antisemitismus. Antisemitismus ist nicht nur ein Vorurteil; er ist eine spezifische Form des Ressentiments, das sowohl eine besondere Gruppe diskriminiert, als auch ein weitreichendes gesellschaftliches Deutungsschema liefert, eine personifizierende Erklärung der modernen Welt anbietet. Antisemitismus ist zudem eine spezifische Form von Judenfeindschaft, nicht einfach Feindschaft gegen Juden als Juden. Antisemitismus trifft zwar alle Juden, aber nicht bloß sie. Unter

anderem darin unterscheidet er sich von der klassischen religiösen Judenfeindschaft, der man mithin entrinnen konnte, wenn man sich zum christlichen oder muslimischen Glauben der Mehrheitsgesellschaft bekannte. Antisemitismus betrifft neben Juden auch Menschen, die gar keine Juden sind, aber zu seinem Objekt werden, weil man sie entweder zu Juden erklärt, oder weil man sie als »Freunde«, »Helfershelfer«, »Marionetten« der Juden bezeichnet.

Im Wintersemester 2006/2007 initiierten die Herausgeber des nun frisch erschienenen Sammelbandes »Politik des Hasses« einen Vortragszyklus innerhalb des akademischen Lehrangebots der Universität Potsdam, in dem sie fortgeschrittenen Studierenden, Promovierenden und anderen Forscherinnen und Forschern, die sich mit den Phänomenen der extremen Rechten und des Antisemitismus beschäftigen, ein Forum zur Vorstellung ihrer Arbeitsergebnisse und zur kritischen Auseinandersetzung bieten wollten. Fächergrenzen sollten dabei bewusst überwunden, strenge epochale Abgrenzungen überschritten, das interdisziplinäre Gespräch gesucht werden.

Der Rücklauf auf den entsprechenden Aufruf fiel derart erstaunlich aus, dass man sich dazu entschloss, das Colloquium im Sommersemester und auch im folgenden Wintersemester fortzusetzen.

Der Sammelband ist mit dem Vortragsprogramm der drei Colloquien nicht ganz identisch. Einige Beiträge

entfallen, zum Teil weil sie an anderem Ort publiziert werden konnten oder noch werden. Andere Autorinnen und Autoren hatten im Lauf des Colloquiums die Gesamtanlage ihrer Studie vorgestellt. Für den vorliegenden Sammelband erschien es aber ergiebiger, einen bestimmten Sachverhalt aus ihrer Arbeit, zumeist aus dem Bereich der Empirie, auszugliedern und gesondert darzustellen.

Gegliedert ist der Band in vier thematische Abschnitte: erstens Traditionen der Judenfeindschaft, zweitens Nationalsozialismus und Judenfeindschaft, drittens Antisemitismus und Rechtsextremismus seit 1945, sowie viertens internationale Dimensionen beider Phänomene.

Mit Beiträgen von Hannah Ahlheim, Hans Berkessel, Christoph Busch, Hansjörg Buss, Ulrike Ehret, Alexander Friedmann, Malte Gebert, Timo-Christian Heger, Sascha Howind, Thomas Irmer, Olaf Kistenmacher, Hannes Ludyga, Magdalena Marsovszky, Michael Mayer, Christian Mentel, Samuel Salzborn, Matthias Schwerendt, Bernd Sommer, Julia Stegmann, Matthias Thorns, Andreas Umland, Felix Wiedemann und einem Vorwort der Herausgeber.

bot/cko

Gideon Botsch, Christoph Kopke, Lars Rensmann, Julius H. Schoeps (Hg.): Politik des Hasses. Antisemitismus und radikale Rechte in Europa. Olms Verlag, Hildesheim u.a. 2010, 348 Seiten mit 5 Abb., 29,90 Euro.

Kritik und Verteidigung der Demokratie

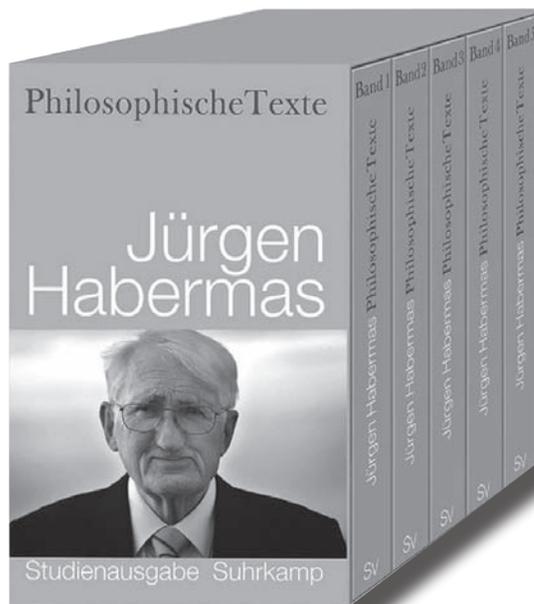
Die Tradition »streitbarer Juristen« und die politische Theorie von Jürgen Habermas

Wirft man einen vergleichenden Blick auf die nationale und internationale Rezeption von Jürgen Habermas, dann zeigt sich eine merkwürdige Schiefelage. Während sein Schaffen international als überaus originell wahrgenommen wird und Anerkennung aus den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen erfährt, zeichnet sich die deutschsprachige Rezeption durch eine auffällige Zurückhaltung aus. Nirgendwo, so ließe sich konstatieren, ist Habermas skeptischer rezipiert worden als in der Bundesrepublik. Ob es nun daran liegt, dass sein Werk im Duktus einer rücksichtslosen Aneignung unterschiedlichster Theorie- und Traditionsbestände daherkommt oder daran, dass Vorbehalte gegen einen demokratisch engagierten Intellektuellen untergründig fortwirken – Habermas polarisiert das deutsche Publikum wie kaum ein anderer Denker. Angesichts solcher Spannungen kommt es nicht gerade selten vor, dass seine Kritiker Werk- und biographische Entwicklung gegeneinander ausspielen, ohne auch nur eines von beiden zur Kenntnis nehmen zu müssen. Er sei ein Vordenker der Studentenbewegung von 1968 gewesen, behaupten die einen. Den Verrat radikaler Demokratiekritik oder gar sozialer Revolution werfen ihm andere vor. Kurzum, die Wahrnehmung von Habermas beruht besonders hierzulande auf einer nur schwer zu entwirrenden Rezeptionssituation, die mit der Ideengeschichte der Bundesrepublik untrennbar verbunden ist.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist außerdem, dass die Frage einer politischen Einordnung von Habermas ebenfalls nur vor dem Hintergrund der angedeuteten Schiefelage zwischen nationaler und internationaler Rezeption zu beantworten ist. Verortet man Habermas international nämlich im Kontext der Debatte zwischen Liberalen und Kommunitaristen und kommt bspw. aufgrund seiner diskursethischen Moral- bzw. Rechtsauffassung sowie seiner konsequenten Parteinahme für Europa und das Kantische Projekt einer Weltbürgergesellschaft zu dem naheliegenden Schluss, dass dieser eher im Lager der Liberalen zu Hause sei, so würde man ihn im nationalen Rahmen bestimmt nicht in den Reihen liberaler Vordenker suchen. Auch in diesem Zusammenhang spricht einiges dafür, dass eine eindeutige Zuordnung, etwa nach dem Schema politischer Kollektividentitäten (Marxismus, Sozialismus, Liberalismus usw.), angesichts variierender Deutungsperspektiven sowie einer für Intellektuelle nicht untypischen ambivalenten Lerngeschichte schnell an ihre Grenzen stößt.

Umso schwieriger gestalten sich daher ideengeschichtliche Untersuchungen, die es mit einer derart ambivalenten Lerngeschichte in Biographie und Werk aufnehmen. Hier ist zwischen beidem gerade ein geeignetes Verhältnis zu finden, das es ermöglicht, neben den tradierten Höhepunkten auch die in jeder komplexeren Theorieentwicklung vorhandenen Ambivalenzen einzuholen. Selbst Habermas' eigene Retrospektiven zur Theoriegenese

sind da nicht einfach vorbehaltlos zu übernehmen, klingen sie doch teilweise so, als gäbe es da nur reine Fortschrittsgeschichte zu erzählen. Aus Sicht der Ideengeschichtsschreibung dürfte dagegen vor allem interessant sein, inwieweit der spezifische, von den Erschütterungen des 20. Jahrhunderts beeinflusste Erfahrungshorizont die Rezeption politischer Ideen wie auch die daran geknüpfte theoretische Entwicklung geprägt hat.



Ein solches Interesse, das theoriegeschichtlichen Fortschritt, aber auch entsprechende Verluste berücksichtigt, bildet eine wesentliche Voraussetzung des hier anzuzeigenden Dissertationsprojektes, das eine ideengeschichtliche Untersuchung der frühen politischen Theorie von Habermas zum Gegenstand hat. Ausgehend vom demokratietheoretischen Gehalt früher Schriften, der sich etwa in der auf Verwirklichung von Freiheit ausgerichteten Idee der Demokratie ausdrückt, soll die Forschungsarbeit mit Franz L. Neumann, Otto Kirchheimer und Wolfgang Abendroth auf Autoren zurückgreifen, die in theoretischer wie politischer Hinsicht für den frühen Habermas prägend waren.

Im Rahmen des Dissertationsprojektes sind die genannten Referenzautoren und insbesondere deren Bedeutung für Habermas' Theorieentwicklung genauer zu untersuchen. Auffallend ist hierbei zunächst, dass sich im Werk dieser für Habermas impulsgebenden Tradition »streitbarer Juristen« eine historisch-biographische Perspektive reflektiert, die aus Erfahrungen mit der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus herrührt. Neben Abendroth, bei dem Habermas Anfang der 60er Jahre nach seinem Weggang vom Frankfurter Institut für Sozialforschung mit einer Arbeit zum Strukturwandel der Öffentlichkeit habilitierte, gehören sowohl die beiden ehemaligen Institutsmitglieder Neumann und Kirchheimer als auch der 1933 schon früh verstorbene Staatsrechtler Hermann Heller in diese »marxistisch verwurzelte

Gegentradition« (Habermas), die sich gegen Carl Schmitts Verherrlichung politischer Gewalt richtete. Im Gegensatz zu Habermas einten jene Rechts- und späteren Politikwissenschaftler die Erfahrungen des Niedergangs der Weimarer Republik, der Verfolgung durch die Nationalsozialisten sowie des politischen Widerstands gegen diese. In seiner Habilitationsschrift Strukturwandel der Öffentlichkeit beruft sich Habermas in argumentativer Hinsicht auf eben diese Autoren, ignoriert dabei aber deren politische Erfahrungen aus jener Zeit.

Aus ideengeschichtlicher Perspektive ist darüber hinaus interessant, dass jene für den frühen Habermas bedeutsamen Referenzen in späteren Ausführungen über Rechtsstaat und Demokratie nicht einmal mehr in theorie-systematischer Hinsicht relevant sind. Diese Verabschiedung von einstigen Lehrern, die Habermas rückblickend auf eine theorie-strategische Entscheidung im Umgang mit der Rationalisierung administrativer Macht zurückführt, markiert den werkgeschichtlich bedeutsamen Ausgangspunkt der ideengeschichtlichen Forschungsarbeit. Bei der Fokussierung auf Probleme politischer Theoriebildung ist zu untersuchen, warum sich die anfangs noch vorhandene historische Perspektive seiner bspw. in Strukturwandel der Öffentlichkeit vorgetragenen Demokratiekritik im späteren Werk zusehends verflüchtigt und im Gegensatz dazu die normativen Elemente seiner politisch-theoretischen Analysen größeres Gewicht erhalten. Im Rahmen einer am historischen Kontext als auch am ideengeschichtlichen Material orientierten Analyse ist die in diesem Kontext vielfach gestellte Frage aufzugreifen, warum Habermas' einstige Skepsis gegenüber dem demokratischen Rechtsstaat im Laufe der Jahrzehnte einer emphatischen Verteidigung gewichen ist. Um diese Fragen beantworten zu können, soll das Forschungsvorhaben Habermas' theoretische Entwicklung, entgegen einseitigen Konzepten reiner Fortschrittsdarstellung, ebenso unter dem Gesichtspunkt einer Verlustrechnung betrachten, um seine ambivalente Lerngeschichte, die im Ergebnis zu einer der anspruchsvollsten Theorien der Moderne geführt hat, angemessen beurteilen zu können.

Roman Yos

Der Autor hat Philosophie und Politikwissenschaft an der Universität Leipzig studiert. Seit Mai 2010 ist er Stipendiat am Walther Rathenau Graduiertenkolleg, das von der Friedrich Naumann Stiftung für die Freiheit und vom Moses Mendelssohn Zentrum getragen wird. Er promoviert im Fach Philosophie an der Universität Potsdam.



Salondamen und Frauenzimmer

Eine Konferenz zur Selbstemancipation deutsch-jüdischer Frauen in zwei Jahrhunderten

Im Rahmen der Ausstellung »Preußens Eros – Preußens Musen« widmet sich eine Tagung dem Thema jüdische Frauen in Brandenburg-Preußen und ihre Selbstemancipation in Religion, Kultur und Gesellschaft. Im Focus stehen Repräsentantinnen der Kunst, der Literatur, der Musik, der Politik, des Gemeinde- und Sozialwesens – die einen bekannt, andere zu Unrecht in Vergessenheit geraten. Allen gemein war der Kampf um das Recht auf Selbstbestimmung und gesellschaftliche Gleichstellung als Frau und Jüdin. Die Vorträge spannen einen Bogen von der Zeit Friedrichs des Großen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts.

Donnerstag, 30. September 2010, 18 Uhr
(Gewölbehalle Kutschstall)

Grußworte

Dr. Kurt Winkler, Direktor des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte
Prof. Dr. Julius H. Schoeps, Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums
Dr. Martina Münch, Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg

Salondamen und Frauenzimmer

Eine Collage mit Piano und Grammophon präsentiert von den Referentinnen der Tagung anschließend kleiner Empfang

Freitag, 1. Oktober 2010
(Konferenzraum HBPG)

Moderation

Prof. Dr. Brunhilde Wehinger, Universität Potsdam

9.30 Uhr

Aufgeklärte Frauen – koschere Küche?

Annie Falk, M.A., Columbia University, New York

10 Uhr

Musen oder Maskilot? Preußens Jüdische Salonnières um 1800

Hanna Lotte Lund, M.A., Max Planck Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin

Diskussion / Kaffeepause

Moderation

Dr. Irmgard Schwaetzer, Bundesministerin a.D.

11 Uhr

Ottilie Assing. Berlins Korrespondentin in Übersee

Jutta Dick, M.A., Moses Mendelssohn Akademie, Halberstadt

11.30 Uhr

Zwischen Suppenküche und Straßenkampf. Als Berliner Jüdin im politisch-sozialen Engagement:

Lina Morgenstern

Prof. Dr. Christine Geffers Browne, Brandeis University, Boston



Diskussion / anschließend Mittagspause

13.30 Uhr

Führung durch die Ausstellung Preußens Eros – Preußens Musen Frauenbilder aus Brandenburg-Preußen durch den Direktor des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte *Dr. Kurt Winkler*

Moderation

PD Dr. Eva-Maria Ziege, Fellow am Moses Mendelssohn Zentrum

14.30 Uhr

»Möge der Frauenverein blühen und gedeihen in alle Zukunft!« Anna Zielenziger und der Israelitische Frauenverein Potsdam

Jeanette Toussaint, M.A., Ethnologin/Soziologin, Potsdam

15 Uhr

»Sie wollte nur das Gute und Schöne sehen«. Sammlerinnen und weibliches Mäzenatentum

Dr. Anna-Dorothea Ludewig, Moses Mendelssohn Zentrum

Diskussion / Kaffeepause

Moderation

Dr. Christine Holste, Kunstsoziologin, Berlin

16 Uhr

»Neue Frau« trifft »Neue Sachlichkeit«: Lotte Laserstein

Dr. Elke-Vera Kotowski, Moses Mendelssohn Zentrum

16.30 Uhr

Bauen für ein neues Land. Die Architektin Lotte Cohn zwischen Berlin und Erez Israel

Dr. Ines Sonder, Moses Mendelssohn Zentrum

Diskussion

Moderation

Sabine Graef, Bibliothek der Helmut Schmidt Universität, Hamburg

17 Uhr

Schreiben ohne Ort. Überlegungen zu Lebens- und Schreibbedingungen jüdischer Autorinnen

Helen Thein, M.A., Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam

17.30 Uhr

Nicht nur Musen – auch Musikerinnen! Deutsch-jüdische Komponistinnen und Pianistinnen

Senka Brankovic, Pianistin, Wien/Berlin

Diskussion / Ende der Tagung
(gegen 18.30 Uhr)

Eintritt frei

Tagungsort

Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte Kutschstall, Am Neuen Markt 9 14467 Potsdam
Telefon 0331-6208550

Konzept und wissenschaftliche Leitung

Dr. Elke-Vera Kotowski

Die fünfte Mikwe?

In Halberstadt wurde vermutlich ein weiteres jüdisches Ritualbad entdeckt

Seit dem 1. Juni 2010 finden auf dem Areal des Halberstädter Abtshofes, genauer im nord-westlichen Teil, wo bis Ende der 1980er-Jahre die Häuser (Grundstücke) Abtshof Nr. 1 bis 11 standen, archäologische Ausgrabungen statt. Dabei wurde im Kellerraum des ehemaligen Hauses Nr. 10 vermutlich die fünfte Mikwe in der Halberstädter Unterstadt, dem traditionellen jüdischen Viertel, entdeckt. Das Haus hatte 1806 Aaron Hirsch erworben, der in dieser Zeit das Unternehmen »Aron Hirsch & Sohn«, die spätere »Hirsch, Kupfer- und Messingwerke AG«, begründete.

Die vier schon bekannten Mikwen befinden bzw. befanden sich alle in der nächsten Umgebung des aktuellen Fundortes. Die ehemalige Gemeidemikwe, die heute Kern des Berend Lehmann Museums ist, im Keller des Hauses Judenstr. 26. Sie ist im Zustand einer Modernisierung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts weitgehend erhalten. Mitte der 1990er-Jahre wurden bei archäologischen Grabungen in der Bakenstraße und in der davon abzweigenden Straße Seidenbeutel zwei weitere Kellermikwen entdeckt. Bei den Vorbereitungen zur Restaurierung des Kantorhauses Bakenstr. 56, dessen Tordurchgang seit den 1880er-Jahren der Hauptzugang zur Gemeindegynagoge war, fand sich im Kellerraum ebenfalls eine komplett erhaltene Mikwe.

Der aktuelle Grabungsbereich befindet sich in dem Areal nördlich und westlich der Domburg, das frühestens im 13. Jahrhundert vom Mauerring der städtischen Siedlung umfasst wurde. Voraussetzung für eine Besiedlung nahe der Holtemme war ausreichender Schutz vor Hochwasser, was die Anlage von Entwässerungsgräben und den Bau von Dämmen erforderte. Auch danach wurde dieser Bereich erst allmählich aufgesiedelt. Obwohl einige Scherben von handgeformten Gefäßen noch in das 10. Jahrhundert zurückreichen, wurde nach Ausweis der Keramikfunde der Abtshof erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts besiedelt. Bedenkt man die Hochwasserkatastrophen der Jahre 1275 (Bartholomäi-Hochwasser) und 1342 (Magdalenen-Hochwasser), so darf man nur bedingt von einer kontinuierlichen Besiedlung des besprochenen Areals seit dem späten Mittelalter ausgehen. Der heutige Abtshof hieß früher Bromeshof, einer von 17 bekannten oder vermuteten mittelalterlichen Adelshöfen in der Stadt, benannt nach einer Ministerialenfamilie, die bereits 1277 erwähnt wird. Der Großteil der bisher ausgegrabenen Mauern und Kellergewölbe sind nicht älter als das 17. Jahrhundert. Trotzdem scheinen eine Kalksteinmauer im Zentrum der Grabungsfläche, das in der Neuzeit sicher nicht mehr bebaut war, und ein massives Fundament aus Kalksteinen in der Nordostecke deutlich älter zu sein. Möglicherweise wurden hier die Fundamente eines Adelshofes aus dem 13. Jahrhundert oder eines Wirtschaftshofes, welchen der Abt der Huysburg am 5. Oktober 1400 erwarb, erfasst.

Spätestens seit dem 13. Jahrhundert lebten Juden in Halberstadt. Erstmals wird ihre Anwesenheit in einer Urkunde aus dem Jahre 1261 erwähnt. 1669

wurde die Synagoge der jüdischen Gemeinde in Halberstadt zerstört. 1712 fand die Einweihung der neuen Synagoge in der Bakenstraße statt. Offen bleibt die Frage, wo die alte Synagoge stand. Möglicherweise sollte man auch eine Platzkontinuität in Betracht ziehen. Wenige Jahre zuvor, um 1700, wurde die Klausssynagoge im Rosenwinkel in Betrieb genommen. Man darf davon ausgehen, dass der Abtshof gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Juden bewohnt wurde,

Größe ist der Befund nicht sicher als Mikwe, zudem als private Kellermikwe zu deuten. Die Mikwen in der Bakenstraße und im Seidenbeutel sind offensichtlich kleiner und besitzen ein deutlich tieferes Tauchbecken. Trotzdem sollte man den Grad der Zerstörung des angesprochenen Befundes berücksichtigen. Die Anlage wurde 1864 oder in den Jahren danach zerstört. Der Bereich der Anlage wurde verfüllt und ebenerdig mit einer Mauer von West nach Ost geteilt.



Bei den seit Juni andauernden Grabungen stieß man vermutlich auf die fünfte Mikwe in der Halberstädter Unterstadt.

also zum »jüdischen Viertel« gehörte, welches die Straßen und Plätze nordwestlich der Domburg umfasste. Der weitaus größte Teil der Funde, die auf dem Grabungsareal zutage kamen, datieren in das 17. bis 19. Jahrhundert. Zudem fand sich noch jede Menge Müll aus der jüngsten Vergangenheit. Abgesehen von einer Münze, fehlt das 15./16. Jahrhundert im Fundspektrum des Abtshofes.

Der Befund, der in einem im 19. Jahrhundert zerstörten Kellerraum des Hauses Abtshof Nr. 10 gemacht wurde, weist auf die ehemals jüdischen Bewohner dieses einstigen Fachwerkbau hin. Etwa 1,90 Meter tief unterhalb der rezenten Oberfläche wurden die Sandsteinfundamente eines sechs Meter langen und zwei Meter breiten Beckens im gewachsenen Lehmboden entdeckt. Von der langrechteckigen Anlage waren zum Teil noch zwei Lagen rechteckiger Sandsteinblöcke, die ein Pflaster aus plattigen Kalksteinen umgaben, erhalten. Im Süden der Anlage befanden sich zwei flache Stufen aus Sandstein. Dieser Befund war bereits längst weitgehend zerstört worden. Nur die unterste Schicht dieses langrechteckigen Bauwerkes konnte noch freigelegt werden. Wegen der

Nur wenige Zentimeter über dem Kalksteinpflaster wurde in der Verfüllung ein Scheidepfennig aus dem Jahre 1864 entdeckt. Das erhaltene Kalksteinpflaster lag etwa 30cm tiefer als die erhaltenen Kellerfußboden der Anwesen Abtshof Nr. 1, 2, 3, 7, 9 und 11. Zudem war der Grundwasserstand im 19. Jahrhundert höher. In allen oben genannten Gebäuden waren in dieser Zeit die Kellerräume erhöht, sprich neu gepflastert worden. Es ist durchaus möglich, dass die besprochene Anlage, zumindest während des 19. Jahrhunderts, ausreichend Grundwasser auffangen konnte. Die Versorgung des Beckens mit Wasser, sollte es sich um eine Mikwe handeln, könnte auch über eine Zisterne und/oder einer Zuleitung gewährleistet worden sein.

Ein Bauantrag aus dem Jahr 1894 weist den ausgegrabenen Bereich bereits als Hofffläche aus, das Becken war also schon vorher verfüllt worden war. Mit letzter Sicherheit kann nicht bewiesen werden, dass der Befund 1056 als Kellermikwe anzusprechen ist. Aber aus archäologischer Sicht ist auch ein mittelalterlicher Kellerraum auszuschließen.

Matthias Sopp

Olaf Glöckner, Projektmitarbeiter am Moses Mendelssohn Zentrum, hat im Juli seine Dissertation zum Thema »Russian Jewish Elites in Israel and Germany after 1989: Integration, Self-Image and Role in Community Building« erfolgreich an der Universität Potsdam verteidigt. Die von ihm vorgelegte Studie beruht auf jeweils 35 Experteninterviews, welche mit Vertretern russischsprachiger jüdischer Eliten – insbesondere Wissenschaftler, Politiker, Chefredakteure, Künstler, Pädagogen und Schriftsteller – geführt wurden.

Glöckners komparative Analyse belegt, dass russisch-jüdische Eliten in beiden Ländern die ethnokulturelle Selbstbehauptung ihrer Migrantengruppe auch dann noch unterstützen, wenn sie individuell längst erfolgreich im neuen Umfeld integriert sind. Integration wird als gegenseitiger Lernprozess verstanden, Assimilation dagegen ablehnt. In beiden Ländern erleben die Immigranten Schließungsprozesse von Seiten der einheimischen Eliten, was zu einer verzögerten Aufstiegsmobilität führt. Die Folge ist verstärkte Selbstorganisation - bis hin zu »russischen« politischen Parteien (in Israel). Dennoch würden sich die russischen Juden in Israel weitaus stärker mit der Aufnahmegesellschaft identifizieren als in Deutschland.

Fast alle Interviewpartner gehörten gleichzeitig verschiedenen sozialen Netzwerken an und engagierten sich künstlerisch, politisch oder sozial. Das in einigen ethnologischen und soziologischen Studien beschriebene Verhaltensschema des postkommunistischen »Homo Sovieticus«, so Glöckner, sei für die russisch-jüdischen Eliten weder in Israel noch in Deutschland zu belegen.

Im Gegenteil: Zumindest in Israel übertreffe ihre politische Aktivität sichtbar die der Durchschnittsbevölkerung, teilweise auch infolge eines elitären kollektiven Selbstbildes (überdurchschnittliche berufliche und künstlerisch-kulturelle Kompetenzen, hohes Berufsethos und ausgeprägter Patriotismus). Ebenso sähe sich in Israel ein Teil der immigrierten Intellektuellen in der historischen Tradition der russisch-jüdischen Intelligenzija und gehe daran, verschiedene Bereiche der Gesellschaft (Bildung, Forschung, Kunst) nach eigenen Vorstellungen zu reformieren.

Glöckners Studie unterstreicht, dass die russisch-jüdischen Eliten in Deutschland in organisierter Form kaum in Erscheinung treten, gleichwohl aber eigene Netzwerke geformt haben (wissenschaftliche Gesellschaften, Erfinderklubs, Kulturvereine u.a.) An einem weiterreichenden politischen Engagement hindere die erste Generation der Immigranten der vergleichsweise spät mögliche Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft (nach sieben bis acht Jahren).

Doch während die erste Generation der russischen Juden in Deutschland sozioökonomisch wesentlich schlechter integriert sei als in Israel, könne sich dieser Trend in der zweiten Generation sogar umkehren. Zum Zeitpunkt der Untersuchung lag der Prozentsatz russisch-jüdischer Studenten und Abiturienten in Deutschland bedeutend höher als in Israel. Glöckner verweist außerdem darauf, dass in Deutschland noch keine einzige empirische Untersuchung zum Bild der einheimischen Bevölkerung von den russisch-jüdischen Zuwanderern vorliegt.

Quo vadis universitas?« fragt die nächste Tagung der Gesellschaft für Geistesgeschichte (GGG), die vom 28. bis 30. Oktober 2010 in Potsdam stattfinden wird. Vom »Humboldtschen Bildungsideal zum europäischen Bologna-Prozess« wird dabei die Entwicklung der modernen Universität betrachtet.

Am Donnerstag, den 28. Oktober, werden um 18.30 Uhr die Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, Dr. Martina Münch, und der Vorsitzende der GGG, Prof. Dr. Julius H. Schoeps (Potsdam/Berlin), die Teilnehmer der Tagung begrüßen. Anschließend wird Prof. Dr. Micha Brumlik (Frankfurt a. M./Berlin) den Eröffnungsvortrag mit dem Titel »Von Berlin über Freiburg nach Bologna – Die Verfassung der deutschen Universität zwischen 1810 und 2010« halten.

Am Freitag, den 29. Oktober, wird zwischen 10 Uhr und 11.30 Uhr zunächst Dr. Anna-Dorothea Ludewig (Potsdam) zum Thema »Im Mittelpunkt nemlich steht der Mensch: Anmerkungen zur Rezeptionsgeschichte des Humboldtschen Bildungsbegriffs« sprechen, danach Prof. Dr. Joachim H. Knoll (Hamburg) über den »Niedergang des akademischen Stils. Professoren im Wandel der Zeit«. Um 12 Uhr folgt der Vortrag von Prof. Dr. Peter Krüger (Marburg) mit dem Titel »Die

Universität im Spannungsfeld von Selbstbestimmung und staatlicher Regulierung«

Zwischen 14.30 Uhr und 16 Uhr wird zunächst Werner Tress M.A. (Potsdam) unter dem Titel »Männerbund und geistige Grenzfestung« die nationalsozialistischen Universitätspläne bei Alfred Baeumler und Ernst Anrich beleuchten, dann wird Prof. Dr. Volker Lenhart (Heidelberg/Berlin) »Die Erziehungswissenschaft in Deutschland um 1990 – Institutionen und Theorie vor und nach der Vereinigung« erläutern.

Um 18 Uhr wird eine Podiumsdiskussion zum Problem der Neugründung von Universitäten und dem inneren Umbau durch den Bologna-Prozess stattfinden. Die Moderation wird Klaus Faber, Staatssekretär a.D., übernehmen.

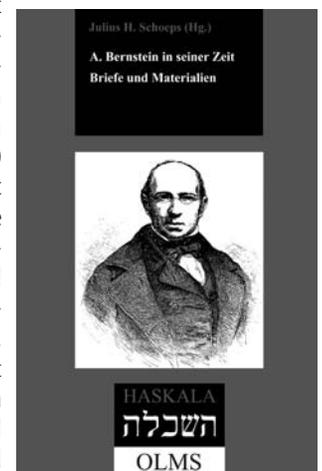
Am Samstag, den 30. Oktober, werden zwischen 10 Uhr und 11.30 Uhr Dr. Michael Volkmann (Bad Boll) über jüdische Lehrhäuser und Hannah Lotte Lund M.A. (Berlin) zum Frauenstudium in Deutschland sprechen. Um 12 Uhr wird mit dem Vortrag über Universitätsarchitektur von Prof. Dr. Karin Wilhelm (Braunschweig) die Tagung ausklingen.

Tagungsort wird der Brandenburg Saal in der Staatskanzlei in der Potsdamer Heinrich-Mann-Allee 107 sein.

Anmeldung nimmt die Gesellschaft für Geistesgeschichte (c/o Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien) z. Hd. Frau Anna-Carolin Augustin (Am Neuen Markt 8, 14467 Potsdam, Tel.: (0331) 28094-0/-17, Fax: (0331) 28094-50, Mail: aaugusti@uni-potsdam.de) entgegen.

Der Name des Publizisten, Schriftstellers und Religionsreformers A. Bernstein (1812–1884) ist und bleibt eng verknüpft mit der Geschichte der deutschen Demokratie und des deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert.

Die im September erscheinende, von Julius H. Schoeps herausgegebene und kommentierte Briefe-Edition dokumentiert die Korrespondenzen Bernsteins in den Jahrzehnten zwischen 1830 und 1880 mit Politikern wie Johann Jacoby, Eduard Bernstein, Ferdinand Lassalle, aber auch mit Schriftstellern wie Berthold Auerbach, Karl August Varnhagen von Ense, Adelbert Chamisso und mit Hebraisten und Theologen wie Abraham Geiger, Immanuel Ritter, Auguste Dillmann, Ferdinand Hitzig und Justus Olhausen.



Julius H. Schoeps (Hg.):
A. Bernstein in seiner Zeit –
Briefe und Materialien
Olms Verlag, Hildesheim u.a. 2010.
328 Seiten mit 1 Abb., 39,80 Euro

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

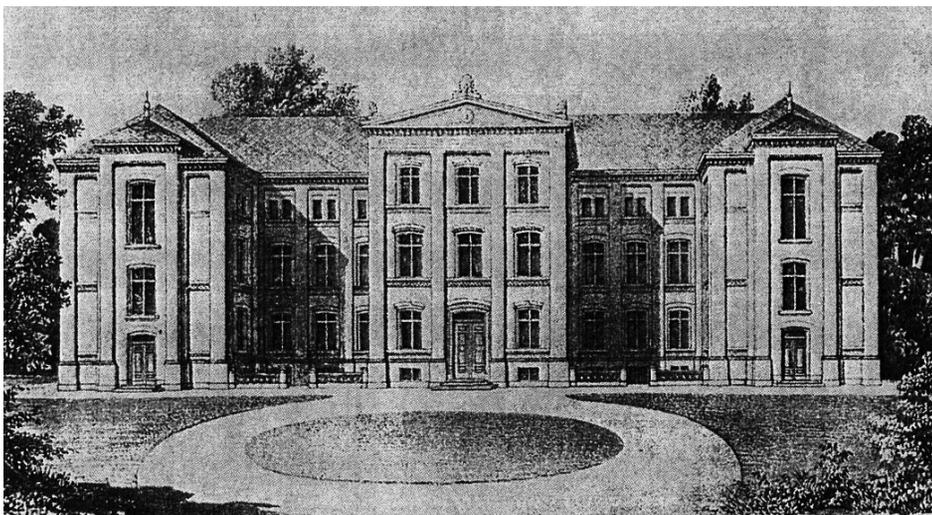
Mit Tradition und für die Zukunft

In Berlin soll ein Zentrum für Jüdische Studien entstehen

Das Konzept für das zu gründende Zentrum für Jüdische Studien in Berlin orientiert sich an den Empfehlungen des Wissenschaftsrats vom Januar 2010 zur Einrichtung islamischer und jüdischer Studien an deutschen Universitäten. Das Projekt wird von den Ländern Berlin und Brandenburg getragen und ist ein Gemeinschaftsprojekt der Universität Potsdam, der Freien Universität und der Humboldt Universität zu Berlin. Das Zentrum steht dabei in der Tradition der im Juli 1942 von den Nationalsozialisten geschlossenen »Hochschule für die Wissenschaft des Judentums«, wird seinen Sitz in Berlin haben und sowohl Forschungszwecken als auch der Lehre dienen.

Gemeinde zu Berlin wird es auch Veranstaltungen wie Konferenzen, Vortragsreihen, Einzelvorträge und Diskussionsforen anbieten, die auch für eine interessierte nicht-akademische Öffentlichkeit zugänglich sind.

Bereits bestehende internationale Kooperationen der beteiligten Universitäten und Einrichtungen mit Institutionen in den USA, Israel, Großbritannien, Frankreich (wo es überall bedeutende Institute für Jüdische Studien gibt) wie auch die Zusammenarbeit mit den Jüdischen Universitäten in Osteuropa, dem Jewish Theological Seminary (New York), dem Hebrew Union College (Cincinnati) und anderen Einrichtungen sollen ausgebaut werden.



Haus mit langer Geschichte: Im ehemaligen Jüdischen Krankenhaus in der Berliner Auguststraße soll das Zentrum seine Heimat finden.

Das fächerübergreifende Zentrum wird alle Disziplinen umfassen, in denen Forschung und Lehre zu Jüdischen Studien betrieben wird: Theologie, Religionswissenschaft, Kulturwissenschaft, Literaturwissenschaften, Philologien, Geschichte, Mediävistik, Musikwissenschaft, Kunstgeschichte, Politik- und Sozialwissenschaften. Es werden einerseits reguläre Lehrstühle der Universitäten, andererseits aber auch Institutionen wie das Kollegium Jüdische Studien an der Humboldt Universität, An-Institute wie das Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, das Abraham Geiger Kolleg, das Touro College und das Centrum Judaicum beteiligt sein.

Das Zentrum wird Fellows und Gastwissenschaftler aus dem In- und Ausland aufnehmen und sie mit deutschen Wissenschaftlern zusammenbringen. Es wird Forschungsstellen für Nachwuchswissenschaftler einrichten und in der Lehre eng mit den universitären curricula kooperieren. In Zusammenarbeit mit der Jüdischen

Geplant ist auch die Einrichtung eines Archivs und der Aufbau einer Bibliothek sowie die Vernetzung mit bereits bestehenden Einrichtungen (Bibliothek der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Bibliothek des Moses Mendelssohn Zentrums Bibliothek des Berliner Centrum Judaicum u.a.), die in Form eines Verbundkataloges unter dem Dach des Kooperativen Bibliothekenverbundes (KOBV) stehen könnte.

Die Jüdische Gemeinde zu Berlin ist bereit, das der Gemeinde gehörende Areal Auguststraße 14, 15 und 16 dem Zentrum zur Verfügung zu stellen. Die drei historischen Gebäude, die groß genug sind, um Hörsäle, eine Bibliothek, Seminar- und Besprechungsräume sowie Wohnungen für die Fellows einzurichten, sind Bestandteil des denkmalgeschützten Ensembles »Spandauer Vorstadt«. Zwei der Gebäude, die der Grundsanierung bedürfen, sind als Werke des bedeutenden Architekten Carl Eduard Knoblauch in die Berliner Denkmalliste eingetragen.

Editorial

Im zu Ende gehenden Jahr 2010 sind eine Reihe bemerkenswerter Ereignisse zu konstatieren. Zunächst einmal freue ich mich, dass nach längerer Vorlaufzeit das Walther Rathenau Graduiertenkolleg am Moses Mendelssohn Zentrum (MMZ) seine Arbeit aufnehmen konnte. Die Doktoranden und ihre Themen, die von Professoren der Universität Potsdam, der Freien Universität und der Humboldt-Universität betreut werden, werden nun regelmäßig hier im »Dialog« vorgestellt.

Ein erfreuliches Ereignis war auch die Verleihung der Mendelssohn-Medaille an Berthold Beitz in Essen. Jürgen Rüttgers, der damalige Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, hielt eine vielbeachtete Laudatio, die im Einklang mit der Würdigung durch Charlotte Knobloch, der Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland, die Verdienste von Beitz als »Judenretter« in der Zeit des Nationalsozialismus hervorhob.

Die Moses Mendelssohn Stiftung, die sich als Dachorganisation des MMZ in Potsdam und der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt begreift, wird sich in Zukunft verstärkt dem Bau von Studentenwohnheimen in deutschen Universitätsstädten zuwenden. Gegenwärtig wird der Bau solcher Wohnheime, die »smartments« genannt werden, in Hamburg, Lübeck, Köln, Mainz und Tübingen realisiert. Die Häuser sollen nach Personen der deutsch-jüdischen Geschichte benannt werden. Die Stiftung will mit damit neue Wege des Gedenkens beschreiten.

Erfreulich ist auch, dass der langgehegte Plan, ein regionales »Zentrum für jüdische Studien« zu gründen, Realität zu werden scheint. Alle Beteiligten versprechen sich davon eine Bündelung der Aktivitäten auf dem Feld der Jüdischen Studien im Raum Berlin-Brandenburg. Die Verhandlungen über die Einzelheiten der Kooperation zwischen der Humboldt-Universität, der Freien Universität Berlin und der Universität Potsdam – und hoffentlich demnächst auch der Technischen Universität Berlin – werden gegenwärtig intensiv geführt. Ich bin zuversichtlich, dass es in dieser Angelegenheit zu weiteren positiven Abschlüssen kommt und dass schon im Jahr 2012, dem 200. Jubiläum des Emanzipationsediktes in Preußen, das Zentrum seine Arbeit aufnehmen kann.

Ich wünsche unseren Freunden und Unterstützern friedliche Feiertage und alles Gute zum Jahreswechsel.
Julius H. Schoeps

Bild und Spiegelbild

Das Walther Rathenau Graduiertenkolleg war zu Gast in der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt

Das Bild zeigt einen Mann. Nicht älter als vierzig Jahre ist er. Trotzig steht er in der Mitte eines großen Raumes, die schwere Arbeitsschürze hängt ihm vor dem Bauch. Wäre die Aufnahme nicht so gestochen scharf, dem Betrachter würde entgehen, dass der Abgebildete ganz offensichtlich keine Angst hatte. Festen Stand bezog er in der Mitte dieser Halle, kurz vor dem Betätigten des Auslösers. Der Fremde ist Bildmotiv und man sieht ihm an, dass er das weiß. Dies hier ist keine schnelle Aufnahme, die eine rasche Bewegung oder eine hektische Szene festhält. Nein, ruhig wirkt alles und massiv wirkt er in dieser Umgebung, die mit Gerümpel zugestellt ist. Das Bild, das im Kleinformat an der hinteren Wand der Portraitgalerie im ehemaligen Mikwenhaus, dem heutigen Berend Lehmann Museum, hängt, verlangt, es sich zweimal anzusehen. Der zweite Blick gehört der Umgebung. Wo eben noch Gerümpel war, sieht man nun Details. Umgekippte Bänke, zerstörte und auf dem Boden liegende Rollen. Ein Bild der Verwüstung. Aufgenommen wurde dieses Photo kurz nach der Pogromnacht des 9. November 1938 an einem Ort, den es nun nicht mehr gibt: der alten Barocksynagoge in Halberstadt.

Vor einigen Jahren von einer Halberstädterin dem seit 2001 existierenden Museum übergeben, ist das Foto Detail einer mehrhundertjährigen Geschichte und wie in ihr verschwimmen zunächst die Grenzen zwischen Realität und Wahrnehmung auch bei der Betrachtung des Bildes, liegt die Deutung im Nebel und die Interpretation einzig beim Betrachter. Eindeutiges, Identifizierbares bietet die Fotografie nicht. Wer in dem Fremden einen Profiteur der Pogrome sehen möchte, der kurz nach dem 9. November 1938 die Synagoge nach Brauchbarem durchsucht; wer meint, Antisemitismus, Opportunismus oder beides gleichermaßen hätten ihn auf das Bild geführt, der wird fündig. Es kann gar nicht anders sein, meldet sich der Gedanke lautstark zu Wort: Wer sich mit stolzer Brust an den Ort stellt, an dem der Antisemitismus seine Gewalttätigkeit zeigte und die einen Nachbarn bewiesen, wozu sie fähig sind, der kommt aus anderen Gründen denn aus Trauer. Aber der Zweifel bleibt. Warum sich ablichten lassen, wenn man die anderen Nachbarn bestiehlt? Weil dort – im Herbst 1938 – sich das Gewissen so wenig meldete wie die öffentliche Empörung? War sich der Plündernde so sicher, dass er nicht mal den Schutz der Heimlichkeit suchen musste?

Und dann schwankt man doch und fragt sich, ob es nicht der Fremde ist, der den Satz, wonach man von allem nichts gewusst habe, unmöglich macht. Könnte er für das genaue Gegenteil stehen: Mit eigenen Augen wahrnehmen, was sich tatsächlich abgespielt hatte. Er, der es doch sehen musste, der hier so fest und unbeirrt im vorläufigen Epizentrum der Katastrophe steht. Auf

die Frage folgt die Hoffnung. Erblickt man hier ein Zeichen der Mündigkeit, ist dieses Dokument eines des Engagements. Zeigt es jemanden, der nicht wegsehen wollte, der nicht die Fensterläden schloss als es später zur Deportation kam und der sich auf das Foto traute, weil er sich traute, weil er Mut hatte?

Dieses Bild stellt viele Fragen und beantwortet keine. Das muss es nicht. Es ist klug von den Verantwortlichen, es nicht vergrößert zu haben und es ist richtig, es nicht näher zu betiteln. Würde eine Bildunterschrift existieren und würde sie auch nur benennen, was so offensichtlich ist, dass da einer steht zwischen zerstörten Bänken in einer geschändeten Synagoge, das Foto würde als Zeit-

Barocksynagoge stand oder der freie Platz, der sich durch den Abriss des Hauses von Berend Lehmann (1661–1730), des berühmten Halberstädter Hofjuden, in den späten 1980er-Jahren auftat. Neben diesen Wunden existieren Orte der Erinnerung und der Toleranz: Stätten, die an die jüdische Geschichte erinnern, an Neo-Orthodoxie und an Reformbewegung. Die Moses Mendelssohn Akademie, beheimatet im Gebäude der Klaussynagoge in der Halberstädter Unterstadt, oder das Kaffee Hirsch, in dem man traditionelle jüdische Gerichte findet, gehören zu diesen Plätzen.

Dass die jüdisch-nichtjüdischen Beziehungen in der Geschichte dieses Städtchens im Harzvorland



Am 6. und 7. November ging das von der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit und dem Moses Mendelssohn Zentrum getragene Walther Rathenau Graduiertenkolleg zur inhaltlichen Vorbereitung der nächsten Monate in Klausur und zog sich dafür in die Abgeschiedenheit Halberstadts, dem Sitz der Moses Mendelssohn Akademie zurück. Hier führt Uri Faber die Doktoranden durch das Berend Lehmann Museum.

Foto: Kotowski

dokument zu einem Puzzle in der eigenen Geschichtswahrnehmung. Nein, der Fremde ist weder Helfer noch Gefahr. Er ist beides, weil er keines von beidem ist. Er ist, solange man die Umstände nicht rekonstruieren kann, die zu dieser Aufnahme führten, mit Sicherheit zunächst nur eines: Projektionsfläche. An ihm entzündet sich die Hoffnung, dass es Wenige gab, die der Verlockung des Nationalsozialismus widerstanden und nährt sich die Befürchtung, dass es eben doch nicht so war. Das Photo war eingangs unscharf, jetzt ist es ein Splitter im Auge, und der beweist sich einmal mehr als das beste Vergrößerungsglas.

Wer sich von Berlin aus auf den Weg in den 40.000 Einwohner zählenden Ort Halberstadt macht, der erwartet Ruhe und Abgeschiedenheit. Die vermutete Abgeschiedenheit lässt sich finden, aber Ruhe sucht man auch auf leeren Straßen vergebens. In Halberstadt gibt es Narben, die sich kaum schließen lassen – Narben wie das offene Gelände, auf dem die geschändete

verstehbar werden und erhalten bleiben, ist der Arbeit der Akademie und vieler Engagierter geschuldet. Umso erschreckender ist die prekäre finanzielle Lage, in der sich die Moses Mendelssohn Akademie derzeit befindet. Es wäre nur begrüßenswert, wenn sich die Zusammenarbeit zwischen der Akademie, dem Walther Rathenau Kolleg und der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit noch intensivieren würde. Von dieser Zusammenarbeit könnten alle Beteiligten nur profitieren. Vorerst nutzte sie den Kollegiaten und Kollegiatinnen des Walther Rathenau Kollegs zur Vorbereitung der nächsten Sitzungen und zur Besprechung zukünftiger Projekte. Dass die Beteiligten des Kollegs nicht nur in Klausur gehen, sondern viel über Halberstadt und die Geschichte der Halberstädter Juden lernen konnten, ist der Gastfreundschaft und dem ungeheuren Wissen der Engagierten, namentlich Uri Faber und Jutta Dick, zu verdanken.

Christian Dietrich

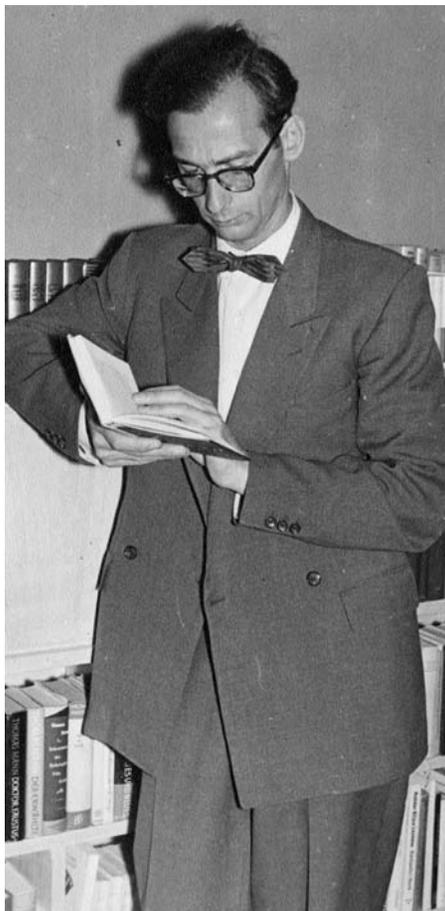
»Kritik ist eine moralische Aufgabe«

Leben und Werk Walter Boehlichs

Literaturkritiker, Lektor, Übersetzer, Herausgeber, Publizist – Walter Boehlichs Tätigkeiten waren vielfältig. Gemeinsam ist ihnen, dass sie gleichsam in der zweiten Reihe stattfanden: ein Text wird bewertet, druckfertig oder (wieder) zugänglich gemacht, ins Deutsche übertragen, das tagesaktuelle politische Geschehen kommentiert. Was wie eine Zweitverwertung schon vorhandenen Wissens erscheinen mag, erfüllt gleichwohl eine wichtige Funktion für die Öffentlichkeit. Die immer unüberschaubare Masse an Informationen wird nach ihrer Relevanz sortiert und so mitgewirkt am Prozess der Traditionsbildung. Was Walter Boehlich der Überlieferung für wert hielt, lässt sich an seiner 2008 vom Moses Mendelssohn Zentrum als Schenkung übernommenen Bibliothek ablesen (vgl. Dialog 1/2008) und war Gegenstand einer vom MMZ und dem Institut für Germanistik der Universität Potsdam veranstalteten Konferenz im Dezember 2009. Sein literarischer Einsatz galt etwa Virginia Woolf, Marguerite Duras, Ramón José Sender und Herman Bang, von denen er Texte aus dem Englischen, Französischen, Spanischen und Dänischen übertrug. Historisch interessierten ihn das Deutschland des 19. Jahrhunderts, die demokratischen Schriftsteller und Gelehrten und ihre Rolle in der gescheiterten Revolution von 1848, deren Texte er in den sechziger Jahren bei Suhrkamp in der Reihe »sammlung in sel« neu herausgab. Dieses geschichtliche Steckpferd war für ihn jedoch nicht Selbstzweck, sondern gewann erst Bedeutung vor dem Hintergrund der zeitgenössischen politischen Geschehnisse. Wäre es damals schon gelungen ein Deutschland in Einheit und Freiheit zu schaffen, wären dem Land, so schreibt er, »mindestens drei Bürgerkriege, zwei Weltkriege und Hitler erspart« geblieben. Weil es aber nicht so kam, widmete er sich zunehmend der Kritik des Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und dem für ihn problematisch gebliebenen Verhältnis des Staats zu seinen Bürgern. So tritt zur Vielfalt der beruflichen Aktivitäten die der Interessen. Beide waren auch biographisch bedingt.

Walter Boehlich wurde 1921 in Breslau geboren. Aufgewachsen in einer bildungsbürgerlichen Familie – seine Großmutter war Schriftstellerin, seine Mutter Familienforscherin und Bibliothekarin, sein Vater Philologe und Schriftsteller –, verlief sein Werdegang nicht geradlinig. Trotz seiner deutschnationalen Einstellung und seines freiwilligen Dienstes in der Wehrmacht, galt er den Nationalsozialisten wegen der jüdischen Herkunft seiner Großeltern, die sich 1888 hatten taufen lassen, als »Mischling ersten Grades.« Die Folge war 1940 die Entlassung aus der Wehrmacht und das Verbot regulär zu studieren. Nur als Gasthörer an der Universität Breslau geduldet, belegte er Kurse in Germanistik und Kunstgeschichte und konnte mit Hilfe seines Lehrers, Paul Merker, erste Rezensionen in einer Fachzeitschrift veröffentlichen. 1945 entkam Boehlich aus der »Festung« Breslau nach Hamburg. In Bonn wurde er dann Assistent des Romanisten Ernst Robert Curtius. Mit dessen Emeritierung verlor er

diese Stelle und arbeitete von 1951 bis 1954 in Aarhus und von 1954 bis 1957 in Madrid als DAAD-Lektor. Nicht nur nebenher widmete er sich der Literaturkritik. Seine scharfen u.a. im »Monat« und im »Merkur« veröffentlichten Urteile etwa zu Thomas Manns »Doktor Faustus«, zum Wörterbuch der Brüder Grimm und



Walter Boehlich in den 1950er-Jahren.

zu den Übersetzungen der Werke Kierkegaards und Prousts erregten Aufmerksamkeit. Deshalb holte ihn Peter Suhrkamp 1957 als Lektor an seinen Verlag, in der Hoffnung, das kritische Potenzial Boehlichs einzubinden. Nach Suhrkamps Tod wurde er unter seinem Nachfolger Siegfried Unseld zum Cheflektor und galt schnell als intellektueller Kopf des Verlags. Suhrkamp wurde in den sechziger Jahren zu einem der führenden literarischen und geisteswissenschaftlichen Verlage, die die Studentenrevolte inspirierten. Auch für Boehlich selbst und viele Lektoren im Verlag waren die von ihnen verlegten Titel Anspruch und Verpflichtung die theoretisch angemahnten Veränderungen der Bundesrepublik auch in die Tat umzusetzen. 1968 legten sie Unseld ein Lektoratsstatut vor, dass die innerbetriebliche Organisation demokratisieren sollte. In der Folge hätte der Verleger Unseld nicht mehr das letzte Entscheidungsrecht über die Publikation von Werken gehabt, sondern hätte sich mit seinen Mitarbeitern abstimmen müssen. Da Unseld sich die Entscheidungsbefugnis nicht nehmen lassen wollte, trennten sich die Lektoren vom Verlag und gründeten

1969 den »Verlag der Autoren«, der sich bis heute im Besitz der Autoren und Mitarbeiter befindet. Fortan wirkte Boehlich als freier Publizist, der sich seine Tätigkeitsfelder selbst suchen konnte. Mit der Trennung von Suhrkamp fiel die Veröffentlichung von Boehlichs meist diskutiertem Text zusammen. 1968 lag dem »Kursbuch« ein Poster mit dem Pamphlet »Autodafé« bei. Hier postuliert er den Tod der bürgerlichen Kritik und fordert eine neue, politische Literaturkritik. Gemäß diesem Credo wendete sich Boehlich in den siebziger Jahren lateinamerikanischer Literatur zu. Neben seine Veröffentlichungen in bürgerlichen Zeitungen und Zeitschriften wie der »Zeit«, dem »Spiegel« und der »Süddeutschen Zeitung« traten die Publikationen in linken Blättern wie der »Deutschen Volkszeitung« und »Konkret«. Seit der Gründung des Satire-Magazins »Titanic« 1979 schrieb er bis zu seinem krankheitsbedingten Ausscheiden 2001 eine monatliche Kolumne zum aktuellen politischen Geschehen. Als er 2006 starb, war sich das Feuilleton einig, dass mit ihm einer der großen Intellektuellen fehlen werde.

Die biographisch angelegte Dissertation soll mehr als mitteilen, dass Boehlich geboren wurde, arbeitete und starb. Eine Biographie hätte zu beschreiben, wie und warum sich ein konservativ-bürgerlicher Kritiker zu einem Publizisten entwickelte, der gegen die bürgerliche Kritik die politische Bürgermeinung setzte. Sie hätte dabei immer auch zu reflektieren, wie Boehlich sich zu seiner Herkunft aus dem Judentum verhielt, dem Zeit seines Lebens sein Interesse und seine Sympathie galt, auch wenn er von sich behauptete, dass er »in einem vernünftigen Sinne kein Jude« sei. Sie müsste schließlich zeigen, welche Gründe die zunehmende Politisierung Boehlichs – vom allein ästhetischen Literaturforscher, über den Unterstützer liberaler Studentengruppen während seines Aufenthaltes im franquistischen Spanien bis hin zum Verteidiger der Verfassung und der Freiheit des einzelnen Bürgers gegenüber dem Staat – hatte. Eine Biographie muss diese Vielfalt nicht auf einen Nenner bringen. Aber sie kann die spezifische Mischung von Eigensinn, Kontingenz und Zeitbedingtheit eines Lebenslaufes in den Blick nehmen, nicht um ihn als typischen auszuweisen, sondern um die Rolle der meist unsichtbaren Wissensvermittler für die öffentliche Meinung deutlich zu machen. *Christoph Kapp*



Christoph Kapp, Jahrgang 1977, studierte an der FU Berlin und der Universität Potsdam Philosophie, Literaturwissenschaft und Neuere Geschichte. Seit Mai 2010 ist er Promotionsstipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit und Kollegiat am Walther Rathenau Graduiertenkolleg.

Vorstoß in klassische Männerdomänen

Eine Konferenz in Potsdam beleuchtete die Selbstemanzipation deutsch-jüdischer Frauen

Das hatte selbst Prof. Dr. Julius H. Schoeps noch nicht erlebt: Eine wissenschaftliche Konferenz, die ausschließlich von Frauen vorbereitet, gestaltet und moderiert wurde. Selbst die Eröffnung der Konferenz folgte nicht dem üblichen wissenschaftlichen Schema. Keinen tragenden Festvortrag, sondern eine Collage mit Piano und Grammophon präsentierten die Referentinnen der Tagung Dr. Elke-Vera Kotowski, Dr. Anna-Dorothea Ludewig, Hanna Lotte Lund, Jutta Dick, Prof. Dr. Christine Geffers Browne, Jeanette Toussaint, Dr. Ines Sonder und Helen Thein-Peitsch sowie Senka Brankovic. Letztere trug als einfühlsame Pianistin zum Gelingen des Auftaktabends bei.

Brandenburgs Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Dr. Martina Münch, stellte in ihrem Grußwort im Kutschstall des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam heraus: »Es ist spannend und lohnenswert, die Verdienste dieser Frauen im Spiegel der Gegenwart neu zu hinterfragen und zu reflektieren, um uns Heutigen ihr Vermächtnis ans Herz zu legen.«

Die Vorträge der Tagung spannten einen Bogen von der Zeit Friedrichs des Großen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts und verfolgten den Einfluss der Salonièren auf das kulturelle Berlin, die wachsende weibliche Mitsprache in Politik und Gesellschaft sowie deren Vorstoß in klassische Männerdomänen.

»Poesie war gestattet, wenn der Pudding gekocht war«, charakterisierte Lund das Verhältnis zu den zahlreichen männlichen Gästen der Salons. Wichtig sei ihr, dass aus Legenden Wissenschaft werde: »Wir müssen schauen, wie sich die Quellenlage dazu verhält. Es gibt wenige Selbstaussagen der Salonièren, aber viele Geschichten.«

Jutta Dick, Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt, vollzog in ihrem Beitrag über Otilie Assing den Sprung nach Amerika. Die Nichte von Karl August Varnhagen von Ense wanderte 1852 in die USA aus. Dort wurde sie Korrespondentin für Johann Friedrich Cottas »Morgenblatt für gebildete Leser«. Von

1855 bis zu ihrem Tod war sie dem ehemaligen Sklaven und späteren Bürgerrechtler Frederick Douglass sehr verbunden. Für Assing war die Emanzipation von Frauen kein Thema und Betätigungsfeld, sie wandte sich vor allem gegen die Sklaverei. Auch in ihren Texten stehen also die Menschen im Mittelpunkt. »Und das keineswegs so sentimental wie in Onkel Toms Hütte«, urteilte Jutta Dick.

Als Berliner Jüdin mit großem politisch-sozialem Engagement würdigte Prof. Dr. Christine Geffers Browne (Brandeis University, Waltham/Boston) dann Lina Morgenstern. Die Tochter eines Breslauer Möbeldhändlers gründete den ersten Berliner Kindergarten nach dem Konzept des Pädagogen Friedrich Fröbel, welches in Preußen aufgrund seiner »destruktiven Tendenzen auf dem Gebiet der Religion und Politik« als »atheistisch und demagogisch« verboten war. Die Kaufmannsgattin Morgenstern gründete den »Pfenningverein zur Unterstützung von Schulkindern, Volks- und Suppenküchen«, eine »Mägdeherberge«, den Berliner Kinderschutzbund, die »Akademie zur Fortbildung junger Damen« und den

Foto: Conny Konopatzki

»Berliner Hausfrauenverein«. Damit war sie in erster Linie Initiatorin zahlreicher sozialer Projekte. 1874 gab Morgenstern dann mit der »Deutschen Hausfrauen-Zeitung« das Organ der radikalen bürgerlichen Frauenbewegung heraus, nachdem sie bereits einige Jahre zuvor ein Kochbuch für preiswerte Speisen publiziert hatte. Christine Geffers Browne ließ es aber nicht an kritischen Wertungen der Persönlichkeit der »Suppen-Lina« fehlen, die immer wieder rassistischen und sexistischen Anfeindungen ausgesetzt war.

Während der Potsdamer Konferenz wurde immer wieder der Wunsch geäußert, das »Lexikon zu Leben und Werk jüdischer Frauen im 19. und 20. Jahrhundert« von Jutta Dick und Marina Sassenberg aus dem Jahr 1993 grundlegend zu überarbeiten und mit neuen Erkenntnissen, wie sie auch die Potsdamer Konferenz an Licht brachte, zu ergänzen.

Uwe Kraus



Die Referentinnen alias »Salondamen und Frauenzimmer« der Tagung (v.l.n.r.): Hanna Lotte Lund, Anna-Dorothea Ludewig, Senka Brankovic (am Klavier) Christine Geffers Browne, Nele Thomsen, Helen Thein-Peitsch, Jeanette Toussaint, Ines Sonder, Elke-Vera Kotowski, Jutta Dick. Im Hintergrund das Gemälde »Abend über Potsdam« von Lotte Laserstein, dessen Original vier Tage nach der Veranstaltung in Potsdam als Neuerwerbung in der Neuen Nationalgalerie zu Berlin präsentiert wurde. Damit kehrte das Hauptwerk der deutsch-jüdischen Malerin nach 73-jährigem Exil an die einstige Wirkungsstätte der Künstlerin zurück.

Der Rahmen fügte sich dabei bestens in das Thema der Konferenz ein: Die Selbstemanzipation deutsch-jüdischer Frauen in zwei Jahrhunderten in Religion, Kultur und Gesellschaft wurde hier vom 30. September bis zum 1. Oktober begleitend zur Ausstellung »Preußens Eros – Preußens Museen« betrachtet.

Mit Otilie Assing, Rahel Varnhagen, Henriette Herz, Lotte Laserstein, Lina Morgenstern und Anna Zielenziger stellten die Referentinnen Repräsentantinnen der Kunst, der Literatur, der Musik, der Politik, des Gemeinde- und Sozialwesens in den Mittelpunkt der Betrachtungen, die zum Teil allgemein bekannt sind, aber auch solche, die zu Unrecht in Vergessenheit gerieten. Die dargestellten Frauen, so die Forscherinnen, mussten ihren Kampf um das Recht auf Selbstbestimmung und ihre gesellschaftliche Gleichstellung sowohl als Frauen wie auch als Jüdinnen führen.

In ihrer Arbeit »Aufgeklärte Frauen – koschere Küche?«, vorgetragen von Prof. Dr. Christine Geffers Browne, widmete sich Annie Falk von der Columbia University, New York, dem speziellen »Frauenzimmer«, der Küche als weiblich besetztem Ort. Dort entwickelte sich der Konflikt zwischen Zeitgeist und den Küchenregeln der Tora, vornehmer Bürgerlichkeit und Ritualen, wobei in der Reformbewegung die Speisegesetze an Bedeutung verloren. Die Hausfrau regelte traditionell die Küchendinge. Mit dem Erscheinen erster Kochbücher wandelte sich ihr Bild. Als Autorin gewannen sie publizistische Autorität, mit dem Auslegen der religiösen Regeln erhöhte sich ihre Autorität, weil diese bis dahin ein männliches Privileg gewesen waren.

Preußens jüdische Salonièren um 1800 sind für Hanna Lotte Lund (Max Planck Institut, Berlin) »Wegbereiter der bürgerlicher Öffentlichkeit«. Sie seien Museen gewesen.

Gedenken an den Steinen der Erinnerung

Das bisher unbekanntes Schicksal zweier Kinder aus Halberstadt konnte nun geklärt werden

In den »Gedenkbüchern« zur Erinnerung an die »Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1939–1945«, die 2006 vom Bundesarchiv Koblenz vorgelegt wurden, sind die meisten der Halberstädter Opfer nicht genannt. Es fehlten wesentliche Unterlagen für Halberstadt, wie z. B. die Gestapo-Deportationslisten. Deshalb finden sich in den Gedenkbüchern nur die Halberstädter Opfer, die von ihren Familien an die nationale Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem gemeldet worden waren.

Die Steine der Erinnerung vor dem Halberstädter Dom wurden 1992 zum sechzigsten Jahrestag der Deportationen vom 12. April 1942 und 23. November 1942 errichtet. Sammellort für die Deportation am 12. April war das Einwohnermeldeamt, das sich am Domplatz, direkt gegenüber dem Hauptportal des Domes befand. Die Steine der Erinnerung wurden deshalb mitten auf der Straße, den Autoverkehr behindernd, installiert, um die Öffentlichkeit des Ortes der Deportation erfahrbar zu machen.

Auf den Steinen sind die Namen der 150 Opfer eingraviert, die im April bzw. November 1942 von Halberstadt aus deportiert wurden. Es waren dabei auch Personen aus Oschersleben und Wernigerode. Als Grundlage für die auf den Steinen aufgeführten Namen und Geburtsdaten diente eine bei Werner Hartmann in der Reihe »Juden in Halberstadt« veröffentlichte Liste. Laut Auskunft des Bundesarchivs Koblenz wurden vermutlich insgesamt 450 Halberstädter Juden deportiert, dann aber von anderen Städten aus. Viele hatten sich für die vermeintliche Anonymität der Großstädte entschieden, nicht zuletzt in der Hoffnung, dort eher eine der begrenzten Quotennummern für die Einreise in Fluchtländer zu bekommen.

Nun ist eine Kopie der Gestapo-Deportationsliste für Halberstadt in Israel bei der nationalen Gedenkstätte Yad Vashem abgegeben worden. Sie macht es möglich, zumindest die offenen Fragen zum Verbleib zweier Kinder zu klären, die beide auf den »Steinen der Erinnerung« nicht genannt sind: Israel Lundner und Ruth Tuchler.

Israel (Josef) Lundner am 17. Juni 1927 in der ersten Ehe des Leiters der Jüdischen Schule Westendorf geboren, wurde laut der Gestapo-Liste mit seinem Vater Jakob Lundner, dessen Frau Klara und deren fünf gemeinsamen Kindern Sulamith, Babette, Rahel, Mirjam und Eli am 12. April 1942 von Halberstadt aus über Magdeburg ins Warschauer Ghetto deportiert. Dort verlieren sich die Spuren.

Ruth Tuchler, geboren am 2. Juni 1925 wurde mit ihren Eltern Berthold und Bertha Tuchler am 12. April 1942 von Halberstadt aus über Magdeburg ins Warschauer Ghetto deportiert. Auch ihre Spuren verlieren sich dort.

Von Ruth Tuchler sind aus dem Jahr 1939 drei Briefe erhalten, die sie an ihre beste Freundin Lilly Cohn nach England geschrieben hatte, wohin Lilly im Juli 1939 mit einem Kindertransport gerettet worden war. Ruth Tuchlers Briefe, die wir hier leicht gekürzt dokumentieren, erzählen von den vergeblichen Bemühungen, ihr Leben zu retten.

Jutta Dick

30. August 1939

*Meine [gemalte Blümchen]
Eben will ich nach Post von Dir mein I. Lillichen fragen u. kann daher gleich anschr[eiben]. Deine I. Briefe habe ich erhalten u. habe immer geantwortet. Jetzt wirst Du sie wohl alle haben. Ida hat sich nun auch mal bequehmt. Wir ziehen in den nächsten Wochen in die Schule, in die Wohnung wo jetzt noch Fr. Mägdefrau wohnt. Wegen der Auswanderung fragtest Du, ich habe nichts. Hat Dich Werner schon besucht? Da ich sonst auf dem Felde arbeiten muss, gehe ich wieder zur Schule, und schreibe für Herrn Lundner Noten. Wahrscheinlich [ich] fahre ich bald zu einer reichen Familie nach Bremen. Die Eltern von Fr. Rosenbaum. So, mehr geht nicht ein. Für heute 10.000 Küsse u. noch mehr Küsse
Deine [gemalte Blümchen]*

Berlin 13.9.39

*Mein I. kleines Herzchen!
Sei mir nicht böse, dass ich noch nicht schrieb, aber ich habe stets um Deine Adresse gebettelt und bis jetzt darauf gelauert. Leg' bitte recht bald an Deine I. Eltern was bei. Wie mir Ruth Lindh[eimer] schrieb geht es Dir sehr gut. Ich habe leider keinen anderen Ausweg, als die Jugendliljah mehr u. darum hatte ich mich an sie persönlich gewandt. Sie versprochen mir, dass ich Mitte August in ein Vorbereitungs-lager komme. Dort bin ich vierzehn Tage. Salli Edelnand ist gerade zurückgekommen. Bald werde ich dann nach England verschickt. Dort erwarte ich dann mein Zertifikat (u.a.) für Palästina. Hoffentlich sehen wir uns nochmals wieder. Was denkst Du, wie oft ich Deiner gedenke, und wie ich mich freue, wenn von Deinen I. Eltern ein paar Zeilen kommen. [...] Sonst wohne ich in Berlin. Dort haben wir einen schönen Dachgarten. Ich arbeite meist im Büro. (Langweilig) Morgen Abend, am 14.9. gehe ich mit meinem Onkel zum Kulturbund. Es wird das Stück »Gräfin Maritza« gespielt. Das soll sehr schön sein. Ja, das wäre alles ganz schön und gut, wenn es mir sonst gefiele. Meine verehrten Tanten und Onkel piesacken mich wo sie nur können. Nein, zu Hause ist es entschieden schöner. Ich muss leider viele Kränkungen erfahren und gehässige Redensart über meine I. Eltern ruhig mitanhören. [...] Ich tue wohl, aber innerlich kocht's dann bei mir. [...] Nun will ich schlüssen, recht bald Antwort erwartend verbleibt mit vielen 1000 Grüßen u. Küssen Deine R. Tuchler, P. Adr. Max Rittler Berlin W 30, Steinerstr. 1*

Gestern waren wir bis 1 Uhr im Kulturbund und noch bis ¼ 4 in einem Lokal. [...]

My little sweet

Blankenese 2.10.39

*(Lilly) Montag
Jetzt will ich Dir nach langer Zeit einmal wieder schreiben. Nun bin ich schon die 3. Woche hier im Vorbereitungs-lager Blankenese. Nächste Woche, oder*

in 14 Tagen soll ich, wenn ich mich in allem bewährt habe, bestätigt werden. Um nicht durchzufallen, muss man kameradschaftlich, gehorsam, arbeitsam und mit allem zufrieden sein. Dies alles ist nicht so einfach, denn ein Vergehen kann die Bestätigung wacklig machen und man muss nochmals 4 Wochen bleiben. Ist alles verloren, wird man nach Haus geschickt. Hoffentlich klappt bei mir alles. Eben kommt unsere Hauswirtschaftlerin Rahel. Sie sagt, wir sollen ins Bett gehen, in 10 Minuten will sie das Licht ausmachen. – Also gute Nacht. – Dienstag Jetzt ist 4 Uhr. Gerade bin ich fertig mit Kartoffeln schälen und abwaschen. Ich habe jetzt schon fast eine Woche Rücken – und Bauchschmerzen. Darum bin ich vorgestern nach Hamburg-Dammtor ins jüd[ische] Krankenhaus gefahren (einen Arzt gibt es hier nicht.) Zuerst musste ich von unserem Lager aus ¾ Stunde auf einer Landstrasse bis Blankenese laufen. Dann bin ich mit der Vorortbahn, ein Zug elektrisch getrieben, bis Dammtor gefahren.

Das ist eine ganz schöne Strecke. Zuerst ging ich ins Krankenhaus. Der Arzt sagt, ich dürfte nicht zu schwer arbeiten. Er verschrieb mir Pillen. Dann ging ich noch etwas spazieren. Hamburg ist sehr schön. Wir wohnen hier mitten im Walde. Das Haus ist sehr gross. Die Mädchen haben zwei Schlafsäle und die sind unten. Die Jungen haben an ihren 3 Schlafräumen 3 Balkons, sie schlafen oben. In meinem Zimmer sind 6 Mädchen. Im anderen Zimmer 5. Bei uns schläft auch die Rahel. [...] Im Badezimmer und Toilette muss ich die Wände warm abwaschen, das Waschbecken, alle Waschsüsseln und die Badewanne auswaschen und den Boden auskehren und aufwaschen. Um ½ 1 gibt es Mittag. Dann haben wir entweder Sicha, Chumisch, Ivrith oder Thefillo. Von 4 – 5Uhr Freizeit und von 5 – 6 Sport. Dann müssen wir uns umziehen und haben noch Stunde. Den Tisch decken, Brote schmieren und abwaschen muss dann der Abenddienst. Morgens macht dies der Frühdienst. Auch gibt es einen Schabatdienst. Der beginnt schon am Freitag um [Zahl verwischt] Uhr. Das ist viel Arbeit. Diese 3 Dienste habe ich schon einmal gehabt. Immer ein Mädels mit einem Jungen. Es geht nach Freundschaft. Bei mir wussten sie keinen, und sie gaben mir den ersten besten. Ich führe hier keine Freundschaft mit einem Jungen. Eine Freundin habe ich. Die heisst Ellen. Hier sagt man jedem alles ins Gesicht, ich sagte ihr, dass ich keine Freundin mehr haben könne, die Dir gleicht, denn Du warst und bist mir gleichzeitig eine Schwester. Ich zeigte ihr Dein Bild, und sie gab das zu. Übrigens 100000 Dank für das süsse [gezeichnete Davidstern mit den Initialen LC] Ich habe es immer um und nicht um die Welt würde ich mich von ihm trennen.

*1000 Grüsse und Küsse Deine
Ruth*

Salli Edelnand und Ruth Lindheimer konnten wie Lilly Cohn mit einem Kindertransport nach England gerettet werden. Sallis Schwester Ida, seine Eltern Isidor und Irene Edelnand, Ruth Lindheimers Mutter Nanny und ihre Großmutter Helene Lewin, Lillis Eltern Margarete und Ernst Cohn wurden am 12. April 1942 deportiert.

Das 3. Heft des 62. Jahrgangs (2010) der »Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte« (ZRG) widmet sich aus Anlass des »Humboldt-Jahres«, 200 Jahre nach Gründung der Berliner Universität, dem Thema Bildung und Wissenschaft in Berlin. Julius H. Schoeps beleuchtet den Einfluss von Moses Mendelssohn und David Friedländer auf die Reformkonzepte Wilhelm von Humboldts. Hannah Lotte Lund zeigt Wilhelm von Humboldt als Teilnehmer der Berliner Salongesellschaft und rekonstruiert so die Anfänge der deutsch-jüdischen Geselligkeit in Berlin. Sebastian Panwitz schildert die großzügige Unterstützung, die Alexander von Humboldt als Gelehrter und Forschungsreisender durch die Mendelssohns erfuhr. Werner Tress diskutiert, inwieweit die Berliner Universitätsgründung tatsächlich vom neuhumanistischen Bildungsideal inspiriert war; ein Blick in das erste Vorlesungsverzeichnis, das hier erstmals vollständig dokumentiert wird, lässt vermuten, dass dem Staatsnutzen ein deutlich höherer Stellenwert beigemessen wurde als die »Ideen und Gestalt«-Schriften des 20. Jahrhunderts vermuten lassen. Im Miscellenteil berichtet Yvonne Maaß über Bedeutung und Verbleib der naturkundlichen Sammlung Adelbert von Chamisso, und Christoph Kopke stellt aus Anlass des 300. Jubiläums neuere Literatur zur Berliner Charité vor. Das Heft enthält einen Nachruf von Joachim H. Knoll

auf den jüngst verstorbenen Michael Salewski und einen ausführlichen Besprechungsteil.

Ende 2010 erscheint Heft 4, mit Beiträgen von Almut-Barbara Renger und Alexandra Stellmacher über den Säulenheiligen Simeon Stylites, Isaac Kalimi über das Buch Ester im Judentum, Ezio Gamba über das Problem der künstlerischen Darstellung des Göttlichen in der Ästhetik Hermann Cohens sowie von Sandro Gorgone über Heideggers Auseinandersetzung mit dem Urchristentum.

Die vom »L. A. Pincus Fund for Jewish Education in the Diaspora« initiierte Studie »Jews and Jewish Education in Germany Today«, an der mehrere Mitarbeiter des Moses Mendelssohn Zentrums Potsdam maßgeblich beteiligt waren, ist nach zweijähriger Forschungsdauer abgeschlossen. Das von dem Tel Aviver Professor Eliezer Ben Rafael geleitete Projekt basierte auf einer empirischen Umfrage unter mehr als 1.000 Juden in ganz Deutschland, 25 Experten-Interviews und einer umfassenden Dokumentation von jüdischen Bildungseinrichtungen in der heutigen Bundesrepublik. Unter anderem stellten die Forscher fest, dass das Interesse an jüdischer Bildung auch unter Juden außerhalb der etablierten Gemeinden relativ hoch ist und dass säkulare Grundhaltungen nicht zwangsläufig zur kulturellen Assimilation in das nichtjüdische Umfeld führen. Eine Publikation der Studie in englischer Sprache ist in Bälde im Brill-Verlag (Leiden/Boston) geplant.

Die Wanderausstellung über den deutsch-jüdischen Philosophen und Hannoveraner Volkshochschulgründer Theodor Lessing (1872–1933) wurde bis zum 10. November in der Kreisvolkshochschule Lich gezeigt. Ab 20. März 2011 wird sie, organisiert von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Siegerland e.V., in Siegen und anschließend (ab 28. April 2011) in der Synagoge in Celle (organisiert vom Stadtarchiv Celle) zu sehen sein. In der Ausstellung, die unter Leitung von Dr. Elke-Vera Kotowski von Studierenden der Universitäten Potsdam und Hannover erarbeitet wurde, nimmt ein Schreibtisch den zentralen Raum ein. An diesem wurde Theodor Lessing kurz nach seiner Flucht aus Deutschland im böhmischen Marienbad erschossen. Es scheint, als läge auf dem Schreibtisch alles so da, wie damals, Ende August 1933: In einer alten Triumph-Reiseschreibmaschine ist ein Blatt Papier eingespannt, auf dem die ersten Zeilen eines Vorwortes getippt wurden. In den Schubladen befinden sich Dokumente und Fotografien von Theodor Lessing und seiner Familie. Gleich neben dem Schreibtisch steht ein Liegestuhl, auf dem Lessing noch vier Tage vor seiner Ermordung für ein Foto posierte.

Über »Die späten Versuche der DDR, ihr gestörtes (Nicht-)Verhältnis zum Staat Israel zu reparieren« referierte am 28. Oktober MMZ-Projekt-Mitarbeiter Olaf Glöckner im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam. Obwohl sich während der 1980er-Jahre das Verhältnis des SED-Regimes zu den Jüdischen Gemeinden im Land tendenziell verbessert und eine vorsichtige Öffnung zum Staat Israel stattgefunden habe, seien politisch intendierter Antizionismus und antijüdische Propaganda bis zum Herbst 1989 belegbar, so Glöckner. Es liege nahe, dass antiisraelische Stereotype aus jener Zeit auch heute in Teilen der Bevölkerung nachwirkten.

In der Reihe »Potsdamer Köpfe«, die in Kooperation mit ProWissen, Lauf e.V., der Universität Potsdam und dem Verein Soziale Stadt Potsdam veranstaltet wird, hält Dr. Elke-Vera Kotowski am Vormittag des 3. Advent eine »Sonntagsvorlesung« im Kutschstall des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte. Vortragsthema wird Theodor Herzl und sein Roman »Altneuland« sein.

12. Dezember 2010, 11 Uhr,
Am Neuen Markt 9, Potsdam.

Anfang November besuchte die Kultusministerin von Sachsen-Anhalt, Brigitta Wolff, die Moses Mendelssohn Akademie (MMA) in Halberstadt. Dort traf die Ministerin, die von lokalen Landtagsabgeordneter begleitet wurde, mit Julius H. Schoeps, Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam und Vorsitzender der Moses Mendelssohn Stiftung, sowie der Direktorin der MMA, Jutta Dick, zusammen. Im Berend Lehmann Museum für jüdische Geschichte ließ sich Wolff zunächst die wechselvolle Geschichte der jüdischen Gemeinde und die umfangreiche Arbeit der Akademie in Halberstadt erläutern. In der Einrichtung werden zum Beispiel Seminare für Journalisten, Geschichts- und Religionslehrer, Autoren



Kultusministerin Brigitta Wolff (rechts) mit Jutta Dick. Foto: U. Kraus.

und Redakteure von Schulbuchverlagen und Tagungen zu Themen wie Integration und Ausgrenzung oder zum deutsch-jüdischen Zusammenleben angeboten.

Doch auch die schwierige finanzielle Lage der MMA wurde thematisiert. Das Land fördert die Einrichtung bislang mit 65.000 Euro pro Jahr, die Stadt Halberstadt mit 25.000 Euro. Schoeps bezeichnete dies als »nicht ausreichend«, da lediglich die Fixkosten damit gedeckt werden könnten. Rund 50.000 Euro fehlten, damit die Akademie einen ausgeglichenen Haushalt habe. Bislang habe diesen Betrag ein privater Spender bezahlt, der jedoch dies künftig nicht mehr übernehmen könne. Deshalb müsse neu verhandelt werden, so Schoeps. Wenn keine Lösung gefunden wird, sieht Schoeps den Bestand von Akademie und Museum ernsthaft gefährdet. Trotz Bedenken in Bezug auf die Umsetzbarkeit, wird die MMA nun auch den Vorschlag der Ministerin prüfen, inwieweit sich der Akademiebetrieb »mehr in eine wirtschaftliche Richtung« entwickeln könnte.

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00